

Historische Erzählungen
für die Jugend

von Louis Richter

Der Burggraf
zu Nürnberg.

Erzählung
aus der Zeit Friedrichs
von Bollern.



Alfred Oehmigke's Verlag, Leipzig.

C.R.

Verlag von Alfred Dehmgke in Leipzig.

In obigem Verlage erschienen folgende, zur Anschaffung für Schulbibliotheken, sowie als Schulprämien und Festgeschenke dringend zu empfehlende

Jugendchriften von Ferd. Schmidt.

Homers Iliade und Odyssee, erzählt von Ferd. Schmidt. Illustriert nach W. von Kaulbach und Flayman. Gebunden in eleganten Leinwandband mit Gold- und Farbenpressung. 9. Aufl. Preis 4 M.

Homers Iliade, erzählt von Ferd. Schmidt. Illustriert nach W. von Kaulbach und Flayman. Gebunden in illustr. Umschlag. 9. Aufl. Preis 1 M. 50 Pfg.

Homers Odyssee, erzählt von Ferd. Schmidt. Illustriert nach W. von Kaulbach und Flayman. Gebunden in illustr. Umschlag. 9. Aufl. Preis 1 M. 50 Pfg.

Reincke Fuchs, erzählt von Ferd. Schmidt. Mit 6 Bunt-druckbildern und vielen Holzschnitten illustriert von G. Bartsch. Gebunden in illustrierten Umschlag. 11. Auflage. Preis 2 M. 50 Pfg.

Für jüngere Knaben und Mädchen. Erzählungen und Märchen von Ferd. Schmidt. Mit 6 eleganten Farbendruckbildern. Geb. in illustr. Umschlag. 5. Aufl. Preis 3 M.

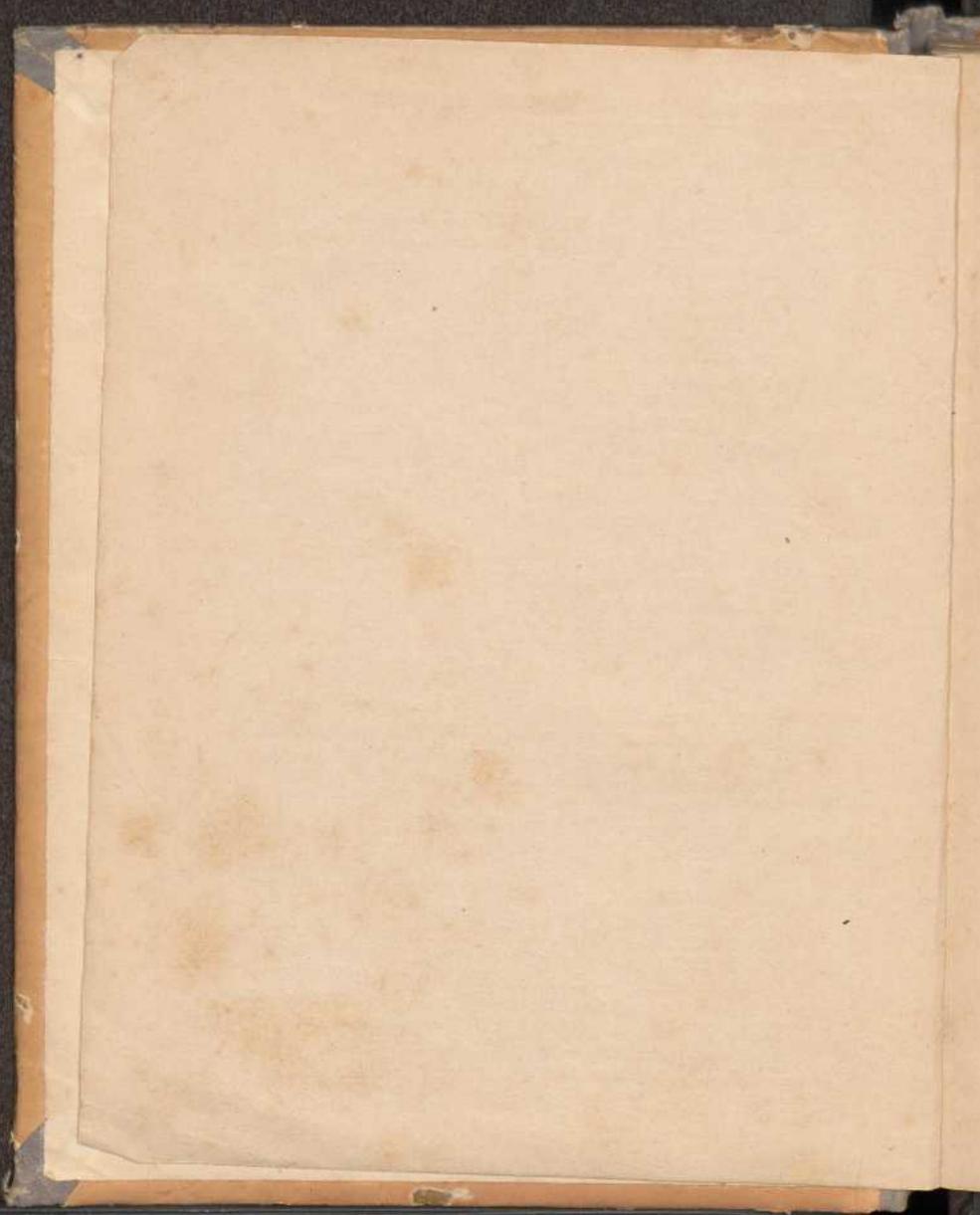
Die junge Griechin am Hofe des Kaisers Nero. Erzählung von Ferd. Schmidt. Mit einem Titelbild. 2. Aufl. Gebunden Preis 1 M.

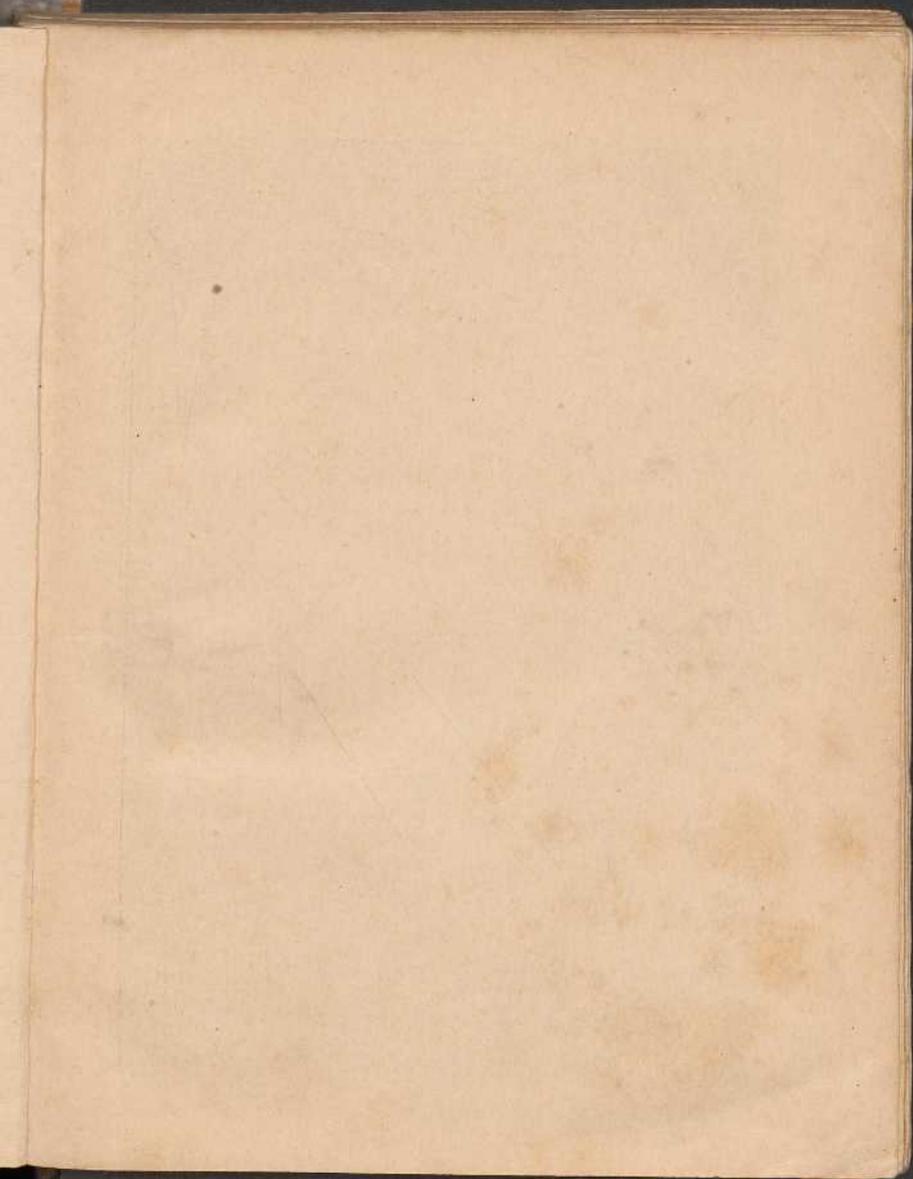
Obige Werke werden von berufener pädagogischer Seite zu den besten des gezeierten hervorragenden Autors gezählt, stehen überhaupt in erster Reihe der gesamten Jugendlitteratur und haben die wärmste Anerkennung und Empfehlung gefunden von Männern wie A. v. Humboldt, A. Diesterweg, Fr. v. Raumer, Prof. Ad. Stahr, Prof. G. H. v. Schubert, Titus Ulrich, Schmidt-Weipensfels, R. v. Gottschall, Prof. Rosenkranz, Gneist, v. Holzendorf, Bluntschli u. v. A.

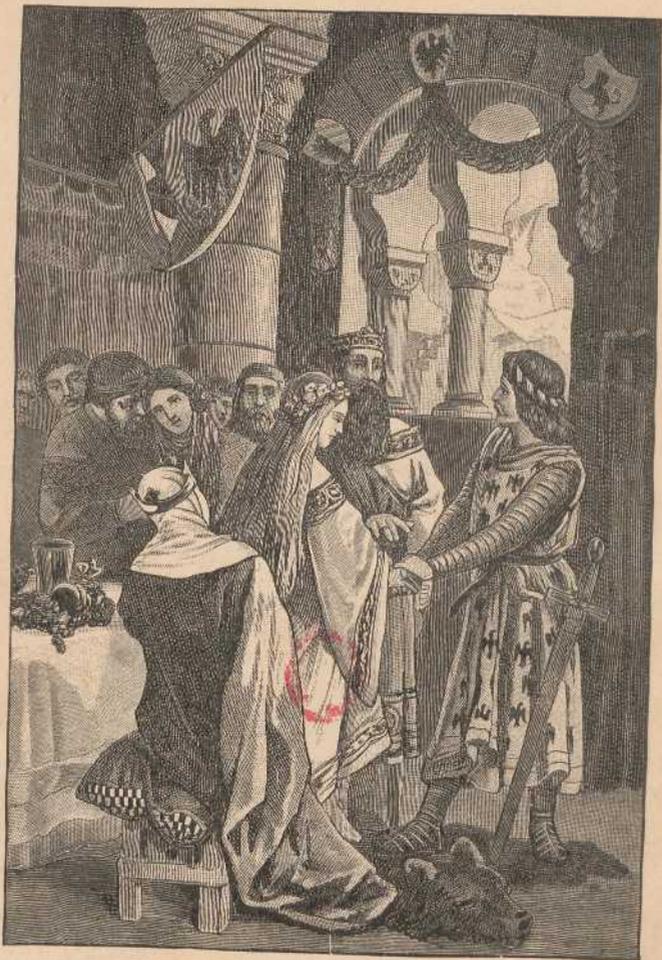
Ausgewählte Erzählungen für die Jugend
von Gustav Meritz.

1. Bd.: Gustav Meritz, ein alter Freund der Kinderwelt, von H. Stiehler. — Das Fischermädchen von Helgoland. 3. Aufl.
2. " Der steinerne Musikant. — Das Opfer einer Mutter. — Die Kamelle.
3. " Der stille Heinrich. 4. Auflage.
4. " Kriegserlebnisse eines Gänsejungen. — Ein Türmer und eine Schnupftabakdose.
5. " Der Pilger und der Lindwurm. 4. Auflage.
6. " Der goldene Knopf. 2. Auflage.
7. " Es bedarf wenig, um glücklich zu sein. — Gewaltfame Austreibung von 10 000 Hamburgern durch die Franzosen am Weihnachtsfest 1813.
8. " Talbot und Levingthor. — Sehet die Vögel unter dem Himmel an.
9. " Deutsche Treue.
10. " Stall, Storchnest und Wackvogel, oder: Die Franzosen in Deutschland. — Die vier Jahreszeiten zu Pferd.
11. " Über und unter der Erde. — Aus dem Leben eines alten Kriegers.
12. " Ein christlicher Seelenderkäufer.
13. " Der Starost und sein Sohn. — Ein jeder thue seine Schuldigkeit.
14. " Streichhölzchen und Räucherkerzen. — Die Gefangene.
15. " Der Gänsemann von Nürnberg. — Denen die Gott lieben müssen alle Dinge zum Besten dienen. — Das wilde Schwein.
16. " Ein Kaiserspaß. — Krämer, Doktor und Edelmann.
17. " Des Reichthums Not.
18. " Die Kahlköpfe. — Ehrgeiz und Geldgeiz.
19. " Wie Gott mich führt, so will ich gehen. — Großmutter und Enkel.
20. " Die Armenkaserne. — Der Arbeit Segen.
21. " Die Vergeltung.
22. " Kurze Lust, lange Pein. — Die verhängnisvolle Nacht.
23. " Die Entdeckung. — Die gelbe Kutsche.
24. " Die Pflgetochter. — Der reiche Mann und das Nadelöhr.
25. " Der Kuhhirte von Oggersheim (historische Erzählung). — Wenn die Not am größten, ist Gottes Hilfe am nächsten.
26. " Ein Weihnachtslied. — Ein Freund in der Not.
27. " Der Kaufmann von Venedig.

Preis jedes Bändchens gebunden 75 Pfg.









Der Burggraf zu Nürnberg.

Erzählung

aus der Zeit Friedrichs von Zollern

von

Luise Pichler.

Mit einem Titelbild.

Zweite Auflage.



Leipzig.

Alfred Dehmitz's Verlag.

HIS 460750

INTERNATIONAL
TIONAL Munchen
JUGEND
BIBLIOTHEK

Im Bannwald zu Nürnberg.

Tief war die Nacht und dicht der Wald, durch den ein einzelner Mann hinritt. Der Pfad war für sein Auge nicht mehr zu erkennen; er überließ es daher der Spürkraft des Rosses, ihn aufzufinden. Doch das treue Tier war erschöpft; seine sonst so starken Beine vermochten kaum noch die Last des gewappneten Reiters zu tragen, der endlich abstieg und, den Zaum des Rosses haltend, sich mehr von ihm führen ließ, als er selbst es leitete. „Du bist müde, Merta,“ sprach er, den schlanken Hals des Tieres streichelnd, „du hast das Recht dazu, denn du hast Schweres geleistet; gern gönnte ich dir Ruhe und streckte mich neben dir unter dem Obdach eines Baumes auf den Rasen nieder, doch ich fürchte, wir würden beide den Wölfen zur Beute werden. Darum munter, mein gutes Tier, dieser Pfad muß uns irgendwo zu Menschen führen, wenn's auch nur Köhler oder Pechfieder sind, die uns Obdach bieten können.“

Als ob das Ross die Worte seines Herrn verstanden hätte, brach es in ein schwaches Wiehern aus und schritt rasch weiter. Nach kurzer Zeit ward das Dunkel lichter, der Weg breiter; endlich öffnete sich der Wald, und vor

dem Blicke des einsamen Reiters lag eine friedliche Waldlichtung ausgebreitet, über die der Mond sein mildes Licht goß. Inmitten der Lichtung stand ein langgestrecktes, einstöckiges Haus, wie es wohlhabende Bauern zu bewohnen pflegten, daneben Scheuer und Stall. Als der Reitersmann nahte, schlugen ein paar Hunde an und sprangen auf ihn zu; aus dem Hause aber ward eine männliche Stimme laut: „Spüren die Hunde Wölfe oder Diebe?“

„Keines von beiden,“ rief der Reitersmann zurück; „ein Wanderer ist's, der friedlich Obdach heischt. Rufe deine Hunde zurück, ehe ich genötigt bin, mich ihrer selbst zu erwehren!“

„Karo, Vello, hierher! — Und du, Wanderer, laß die Wehr in der Scheide! meine Hunde wissen ehrsame Leute von Strolchen wohl zu unterscheiden.“ Die Hunde ließen es nun ruhig geschehen, daß der Fremde samt seinem Roß den Weg nach dem Hause einschlug, auf dessen Schwelle der Eigentümer, ein stämmiger Bauer, ihn empfing. Nach flüchtig forschendem Blicke bot der Bauer dem Ankömmling ein freundliches Willkommen. Bereitwillig öffnete er darauf den Stall und half dem Fremden das Roß neben den milchspendenden Kühen unterbringen, die verwundert den Kopf nach dem stolzen Eindringling umwandten. Der Reitersmann nahm dem Roß Zaum und Sattel ab, der Bauer aber steckte ihm ein Bündel frisch duftenden Heues auf und schüttete eine Schicht Laub als Streu unter. Darauf

lud er den Reiter ein, ihm ins Haus zu folgen, wo in-
zwischen die Hausfrau Feuer auf dem Herde angezündet
und eine Pfanne mit Milch zum kräftigen Hirsebrei
darübergestellt hatte. Mit dem Wunsche: „Gott ge-
segne's Euch!“ stellte sie denselben auf den Tisch in
der Ecke und steckte einen brennenden Rienspan in die
Eisenklammer an der Wand.

Während der Gast sich an der Speise legte, saß
der Bauer ihm gegenüber auf der Fensterbank; die Frau
aber breitete indes einen Strohbund in der Stubenecke
aus, den sie mit reinen Laken bedeckte; dazu fügte sie
einen Federpfühl unter den Kopf und einen Wolfsspelz
als Decke. Darauf wünschten Bauer und Bäuerin
dem Gaste geruhlsame Nacht und zogen sich in ihre
Kammer zurück, während der Reitermann die müden
Glieder der Rüstung entkleidete und sich aufs reinliche
Lager niederstreckte.

Als er nach langem Schlaf erwachte, stand die
Sonne schon hoch am Himmel; bald war's Mittag.
Seine Augen blickten wirr. Er fuhr mit der Hand
über die Stirne, als bemühe er sich vergebens, in sein
Erinnern Klarheit zu bringen. Der Bauer kam ihm zu
Hilfe, indem er sprach: „Ihr kamt nachts spät durch
den Wald geritten und heischtet Obdach. Ihr seid im
Bannwald des Kaisers bei den Honigbauern, die man
Zeidler nennt. Des Wienenvolkes zu warten, das zu
Tausenden von Schwärmen hier nistet und bald in der
Blüte der Linden und des Ahorn, bald im roten Alee

und Heidekraut und andern Kräutlein, die im Walde sprossen, seine Nahrung findet, ist mein Geschäft und mit mir das von Hunderten von Zeidlern. Den Honig liefern wir an den hochmögenden Burggrafen zu Nürnberg; der schickt ihn auf Saumrossen an des Kaisers Hof, allwo man den Würzwein und die Kuchen und andere köstliche Gerichte damit süßt."

Der Bauer hatte dies in behaglicher Breite berichtet; er berühmte sich gern seines Standes und Berufes. Der Rittersmann aber schaute ihn noch immer mit wirrem Blick an und wiederholte, wie sich bestimmend, die abgerissenen Worte: „Bannwald — Kaiserhof —.“ Plötzlich sprang er mit wildem Schrei auf und griff nach dem Kettenhemd und Gewaffen, die er an einem Pflock an der Wand aufgehängt hatte. Doch seine Kraft versagte, er sank aufs Lager zurück, und der Bauer, der ihm beisprang, sah sein linnenenes Untergewand von Blut genäßt. Während der fremde Mann geschlossenen Auges lag, rief der Zeidler sein Weib herzu, um mit ihrer Hilfe die schlecht verbundene Wunde, die er zwischen den Rippen des Unbekannten fand, auszuwaschen und neu zu verbinden.

So willig die Frau ihm Handreichung leistete, so brach sie doch, als der wunde Mann verbunden auf dem Lager ausgestreckt lag, in laute Klagen der Bestürzung aus. „Ein fremder wunder Mann unter unserem Dache!“ rief sie, die Hände zusammenschlagend,

aus; „was soll daraus werden? wo sollen wir ihn hinschaffen?“

Ruhig antwortete der Mann: „Er bleibt im Stämmerlein, wo du ihm noch einen Pfühl auf das Stroh legen kannst. Bin ich beim Immenvolk, so wartest du des wunden Mannes; kehre ich abends heim, so löse ich dich ab. Der Wundbalsam, den wir Zeidler aus würzigen Waldkräutern zu kochen verstehen, wird ihm bessere Dienste leisten, als irgend welch anderes Mittel.“

„So denke doch aber, Klas,“ versetzte die Frau, „wenn wir einen Räuber oder Geächteten beherbergten!“

„Ein Räuber ist's nicht,“ antwortete der Zeidler; „er trägt ritterlich Wehr und Waffen, und sein Antlitz ist nicht das eines Verworfenen.“

„Aber ein Flüchtling mag er sein und verfolgt,“ beharrte die Frau; „warum ritte er sonst ohne jeglich Gefolge nächstens durch den Bannwald?“

„Wenn er Flüchtling ist,“ versetzte der Mann gelassen, „so hat ihn Gott in Gnaden zu den Zeidlern geführt, denn keine Verfolgung wird ihn hier aufspüren.“

„Wenn du so denkst,“ antwortete die Frau, „so werde ich dir gehorchen und den wunden Mann pflegen, als sei er von Gott uns zugewiesen. — Wie aber soll's mit ihm werden, wenn er genesen sein wird? wohin kann er sich wenden und . . .“

„Das lasse seine Sorge sein, Gisla, und die seines Schutzheiligen, der ihn als wunden Mann den gierigen Wölfen zum Trotz durch den nächtlichen Wald zu uns geleitet hat, wir aber wollen ihn nach Kräften pflegen und schützen.“

„Du hast immer recht, Klas“, antwortete die Frau demütig, denn du bist klüger als ich. Wenn mir Sorgen und Wolken den Blick verdüstern, so schauest du drüber hinaus in die helle Ferne.“ Sie trat mit diesen Worten an das Lager des wunden Mannes, der stöhnend die Augen aufschlug, da ihn das Wundfieber quälte. Bald hatte Frau Gisla einen kühlen Trank von Waldbeeren bereit, womit sie ihm die trockenen Lippen labte.

Der Zeidler hatte das Haus verlassen und durchwanderte seine Bienensiedlung. Lustig schwärmte das Immenvolk; denn obwohl die Märzentage den Wald kaum grün anzuhauen begannen, waren schon sonnige Tage gekommen. Es dufteten die goldschimmernden Blütenkätzchen der Salweide, es sproßten Anemonen, Schlüsselblumen und andere frühblühende Waldgewächse in den Lichtungen und unter den Bäumen. Der Zeidler freute sich des Fleißes, mit dem das Immenvolk des Jahres ersten Segen eintrug, er freute sich der frühen Blüten, die im Walde aufsproßten. Ihm deuchte kein Gewerbe so friedvoll schön, wie das seinige unter den summenden Bienen auf blumigen Wiesen, vom Walde umfriedet. War doch

damals die süße Honigbeute gar wert gehalten, da der Saft des Zuckerrohrs noch nicht bekannt war. Die Zeidler waren im ganzen Reiche höher geschätzt als andere Bauern, besondere Rechte aber besaßen sie in dem waldigen Strich, der von Franken gegen Böhmen sich hinstreckte, dem Kaiser eigen war und darum Bannwald hieß, dessen Ertrag der Burggraf von Nürnberg für den Kaiser einzuziehen hatte. Des Kaisers Frieden waltete hier; kein Flüchtling durfte verfolgt, kein Wild außer dem schädlichen Raubtier gejagt werden. Die Zeidler sorgten ja selbst dafür, daß der Wald stets gelichtet blieb, um dem Immenvolk, das zahlreich in hohlen Bäumen nistete, Raum und Nahrung zu spenden.

Die Honigbeute war jetzt für die gastfreie Hofhaltung des größten der alten Kaiser, Friedrichs I, genannt der Rothbart, bestimmt, und da der Kaiser einen Reichstag gen Nürnberg angesagt hatte, heischte der Burggraf den Honigzoll früher als sonst.

It's ein Engel des Himmels, den mir Gott in
meiner Not geschickt hat?

Zur selben Stunde, als der einsame Mann nächstens durch den Bannwald ritt, schimmerten die Sterne hell ob der jungen Stadt Nürnberg und ob der stolzen Grafenburg, die schützend über den niedern Bürger-

häußern in die Höhe stieg. Der Burggraf und sein reißiges Gefolge waren zur Ruhe gegangen. Auch die Burggräfin Hildegard hatte die Spinnstube geschlossen, ihre Frauen in die Kemenaten (Kammern) geschickt und sich mit ihrem Herrn in die prächtig ausgestattete Schlafstube begeben, wo sie beide noch eifrigen Gespräches pflogen, während Frau Hildegard dem Grafen den Lederfoller aufschnallen half und ihm den Schlaftrunk kredenzte, der auf dem kleinen, aus Eichenholz künstlich geschnitzten Tische bereitstand.

„Das kommt mir zwerch über den Weg, Hildegard,“ begann der Herr tief aufatmend, indem er den Becher niederstellte; „binnen zwei Monden will der Kaiser hier taghalten, — Gott erhalte und schütze den hohen Herrn, dem gleich keiner je in deutschen Landen gewaltet hat!“

„Warum bekümmert denn dieser Reichstag meinen Herrn?“ fragte die Gräfin, indem sie ihre golddurchwirkte Kopfbinde abnahm, um sie schön gefaltet über die Stuhllehne zu hängen.

„Wie magst du fragen, Hildegard?“ versetzte der Burggraf. „Unser Kaiser hat Ruhe geschaffen mit starker Hand im welschen Land, und es beugen sich unter ihn die Könige von Frankreich und Engelland. Nun liegt's ihm ob, den Frieden innerhalb deutscher Grenzen auch fest zu begründen und darum alle Reichslehen in treue Hände zu geben. Unsere Ehe, Hildegard,

hat Gott nur mit einer Tochter gesegnet, die kein Mannslehen erben kann.“

Die Augen hell aufschlagend sprach die Burggräfin: „Hat uns Gott der Herr minder gesegnet mit der einen Tochter, als wenn er uns sechs kriegerische Söhne verliehen hätte? War sie nicht unserer Augen Weide und unserer Herzen Freude vom ersten Tag ihres Lebens bis heute?“

„Gott verhüte, Hildegard, daß ich dies leugne!“ gab der Burggraf zurück; „mag denn der Kaiser das Burggraflehen, das mir vererbt ist von Vater und Ahn, nach meinem Tode an fremden Stamm verleihen — unserer Tochter Sophia bleibt doch die Grafschaft Räh, mein Großmuttererbe in der fernen Ostmark, im Babenberger Lande.“

„Sollte mir leid thun um Sophia, wenn sie die traute Heimat einst meiden müßte,“ sprach die Burggräfin, indem sie sinnend durch das Bogenfenster über Stadt und Thal hinschaute.

„Laß ruhen, bis es kommen wird!“ schloß der Burggraf; „einstweilen soll doch der Kaiser herrlich taghalten zu Nürnberg, und Hof, Mitterschaft und Volk sollen alle trefflich bewirtet werden! Schon habe ich den Zeidlern kund gethan, daß sie den Honigzoll früher zu liefern haben als sonst; auch für Jagd und Fischfang, für Bier- und Weinzufuhr werde ich beizeiten sorgen. Wofür sonst sich zu mühen ist bei Tuch- und Zeltwebern, für Heuschichten und Strohschuber und alles

andere, das überlasse ich dir und dem Burgvogt.“ Damit endete das Gespräch des gräflichen Paares, das sich nun dem Schlaf überließ.

In der ganzen Burg herrschte Ruhe. Nur die junge Gräfin Sophia war noch wach. Ihr Bett war unberührt; sie nahm ein Schleiertuch um den Kopf und statt der zierlichen Pantoffeln Schuhe an die Füße, sich zu nächtlichem Gange anschiekend.

„Wohin noch so spät in der Nacht, teure Herrin?“ fragte die alte Wendelgard, ihre einstige Amme und jetzige Gürtelmagd, die ein sauberes Kämmerlein neben dem schön geschmückten Gemach der jungen Herrin innehatte.

„Die Sorge läßt mich nicht ruhen, Wendelgard,“ erwiderte Sophia; „ich muß immer des armen Weibes gedenken, das die Kordula, als sie spät noch Wasser im Brunnenhof holte, im Abenddunkel in der Böschung des Thorweges sitzen sah, und die der Vogt hinweggehen hieß, als er das Thor zu schließen kam. Wohin mag die Ärmste sich gewendet haben, die offenbar fremd hier und obdachlos ist?“

„Über meine geschwähzige Zunge!“ rief die Amme, „mußte ich Euch die Mär noch heute berichten, da ich doch Euer mildes Herz kennen sollte? Laßt's Euch doch den Schlaf nicht rauben! morgen will die gnädige Gräfin nach ihr ausschauen lassen; sie wird ja wohl leichtlich aufzufinden sein.“

„Kannst du dies wissen, Wendelgard?“ versetzte die junge Gräfin; „soll sie samt dem schwachen Kinde die Nacht obdachlos zubringen? Hörst du, wie der Sturm um die Burgmauern faust?“

„Das sind ja wohl dergleichen Leute gewöhnt,“ meinte die Amme; „überdies, wie könnt Ihr die Burg verlassen, da die Thore längst geschlossen und die Schlüssel über Nacht in Verwahrung des gestrengen Burggrafen, Eures Herrn Vaters, sind?“

„Wir gehen durch die Burgkapelle, die nach innen stets geöffnet ist. Du wirst mich begleiten, Wendelgard,“ sprach die junge Gräfin; „nimm ein Tuch um zum Schutz gegen die Nachtkühle!“

Die Dienerin gehorchte, da sie einsah, daß längeres Einreden nutzlos sei. Die Gräfin bedeutete sie, eine auf dem Tisch brennende Kerze als Leuchte mitzunehmen, und sie verließen das Gemach. Die Wendeltreppe abwärts steigend erreichten sie die Kapelle. Ihrer vereinten Kraft gelang es, nach schwerer Anstrengung die Kiegel der Außenthüre zurückzuschieben, und sie traten, die Kerze in der Kapelle zurücklassend, ins Freie. Der Mond beleuchtete den schmalen Fußpfad, der von dem Pfortchen der Kapelle auf Felsen hin bis zum Burgsteig führte. Dort, wo ein vorspringender Turm einen Winkel bildete, der vor dem Winde geschützt war, fanden sie eine weibliche Gestalt anscheinend leblos liegen, ein in warme Tücher eingewickeltes Kind fest an sich drückend.

Als die junge Gräfin sich zu der Ohnmächtigen niederbeugte, erwachte das schlummernde Kind und brach in ein wimmerndes Weinen aus. Sophia reichte es der Dienerin dar und wandte ihre Sorgfalt zunächst der Mutter zu. „Gott sei Dank! sie lebt, sie atmet!“ rief sie inbrünstig aus und zog ein Fläschchen aus der Tasche, das sie vorsichtig mit sich genommen hatte. In dem sie der Ohnmächtigen von dem alten edlen Rheinwein einflößte und ihr mit solchem die Schläfe rieb, nahm sie mit Freude wahr, daß dieselbe stärker und tiefer atmete, endlich die Augen aufschlug und mit wiederkehrendem Bewußtsein sich zuerst nach ihrem Kinde umschaute. Sie war beruhigt, als sie es auf den Armen der Dienerin erblickte, die sein Weinen sorgsam zu beschwichtigen bemüht war.

Nun richtete die Wiedererwachte das Auge auf ihre junge Ketterin. Sophias Kopftuch hatte sich während ihrer Bemühungen um die Ohnmächtige gelöst, und ihre blonden Haare fielen wie ein aus Goldfäden gewobener Schleier um die jugendlich schlanke Gestalt, die vom milden Licht des Mondes hell umglänzt war. Wie geblendet flüsterte die Unglückliche: „Ist's ein Engel des Himmels, den mir Gott in meiner Not zu Hilfe geschickt hat?“

„Nicht doch, gute Frau,“ versetzte Sophia rasch; „nur ein Menschenkind ist's, aber dennoch von Gott und deinem Schutzpatron dir zu Hilfe gesandt.“

Mit der jungen Gräfin Hilfe vermochte die Frau

sich nun zu erheben und konnte von ihr gestützt den Weg in die Burg zurücklegen, während Wendelgard mit dem Kinde auf den Armen nachfolgte. Durch die Kapelle gelangten sie wieder in die Burg und ohne Geräusch die Wendeltreppe empor in das Gemach der jungen Gräfin. Dort ward die Fremde auf Wendelgard's Lager gebettet, während diese hinwegeilte, um aus der Burgküche das Nötige zur Nahrung für Mutter und Kind herbeizuholen. Sie kehrte zurück mit einem Topf warmer Milch, die ebenso die erschöpfte Frau wie das Kind labte. Gesättigt schlummerten beide ein. Mittels eines Kissens, das ihr Sophia von ihrem eigenen Bett reichte, machte sich Wendelgard auf der polsterbedeckten Lehnbank in der Ecke ein Nachtlager zurecht, und beide legten sich nieder, nachdem Sophia zuvor noch vor dem Muttergottesbild in der Ecke in dankerfülltem Gebet für die ihr gelungene Rettung der Verschmachteten niedergekniet war.

Noch schliefen Mutter und Kind, als früh morgens die junge Gräfin an ihrem Lager stand und sie sinnenden Blickes betrachtete. „Das sind nicht die Gesichtszüge eines fahrenden Weibes — und solch feines Sinnen trägt nicht eine Bettlerin,“ äußerte sie gegen Wendelgard, die neugierig neben der Herrin stand. „Bleibe hier und achte ihrer wohl, bis ich wiederkehre!“ sprach sie darauf, indem sie das Gemach verließ, um ihren Eltern den Morgengruß zu entbieten.

Hell und hochgewölbt war die Erkerstube, in die sie

eintrat, um die Eltern zum Frühstück zu erwarten. Durch die runden Fensterscheiben sandte die Morgensonne ihre Strahlen und spielte auf den mit bunten Wappenschildern bemalten Holzwänden. Um den runden Tisch von hellem Bindenholz waren zwei hohe Lehnstühle mit rotsamtenen Kissen für den Burggrafen Konrad und Frau Hildegard, ein niedrigerer für die junge Gräfin Sophia gestellt.

Eben trat das burggräfliche Ehepaar ein, und beider Blicke leuchteten im Anblick der holden Tochter hell auf, als sie ihnen mit den Worten entgegentrat: „Gott schenke meinem Herrn Vater und meiner herzliebenden Mutter einen guten und frohen Tag!“ Sofort berichtete sie getreulich über ihr nächtliches Thun, demütig bereit, auch den Tadel der Eltern über ihr kühnes Unterfangen entgegenzunehmen. Entschuldigend fügte sie bei: „Ich wollte den Herrn Vater und die vielliebte Mutter nicht so spät mehr in ihrer Nachtruhe stören. Hinwiederum aber durfte ich, nachdem mir Wendelgard Bericht gegeben, die arme Frau und ihr Kind nicht verkommen lassen, hungernd und obdachlos in kühler Märznacht.“

Frau Hildegard nahm die Mitteilung mit ernster Miene auf und wollte eben der zarten Tochter ihr eigenmächtiges Thun verweisen, denn ihr bangte vor irgend welcher Gefahr, in die sie bei nächtlicher Weile hätte geraten können; doch Herr Konrad, der Burggraf, kam

ihr zuvor, indem er lächelnd sprach: „Daß das Mägdelein gewähren, Hildegard! Gott hat's ihr in den Sinn gegeben und ihr Schutzengel hat sie sicher geleitet. — Bin schier neugierig zu wissen, wem meine Sophia solche Wohlthat und Rettung erwiesen hat. Doch ich muß ausreiten, sobald ich den Morgentrunk genommen habe, und werde erst am Abend zurückkehren; muß bis dahin schon meine Neugier zähmen. Dagegen wird deine Frau Mutter dir sicher in die Kemenate folgen und deine Schützlinge in Augenschein nehmen.“

Während er noch sprach, traten drei Edelknaben ins Gemach, jeder einen silbernen Teller mit silbernem Becher tragend, welche sie mit tiefer Verneigung dem Burggrafen, der Gräfin und Sophia darboten, die sie auf den Tisch niederstellten. Der Burggraf empfing heißen, stark duftenden Würzwein, Gräfin Hildegard eine Biersuppe, und Sophia süßen, mit Milch gekochten Hirsebrei, jedes ein weißes Brot dazu, womit die Frauen Suppe und Brei zierlich austunkten, während der Burggraf den Becher zum Munde führte. Löffel waren noch nicht im Gebrauch; alle flüssige Speise wurde getrunken.

Als das Frühstück beendet war, nahm der Burggraf Abschied von Frau Hildegard, küßte das Töchterlein auf die lichte Stirne und eilte hinweg, sein Ross zu besteigen; denn es galt viel zu besorgen, bevor der Kaiser zu Nürnberg Reichstag hielt. Frau Hilde-

gard aber ging mit Sophia die Wendeltreppe empor, neugieriger als ihr Gemahl, obwohl sie es nicht kundgab, zu erfahren, wem ihre Tochter Rettung gebracht hatte.

Immlein heraus, fliegt aus dem Haus!

Zwei Wunde schon weilte der wunde Flüchtling im Hause des Zeidelbauern. Ein heftiges Wundfieber hatte ihn dem Tode nahegebracht, doch kühlender Trank, den die Zeidlersfrau aus Waldbeeren bereitete, ward ihm Labjal, und kräftiger Balsam, aus würzigen Waldkräutern gekocht, heilte ihm die Wunde. Nur sein Gemüt blieb umdüstert, auch als er sich wieder vom Lager erhob.

Als er im Fieberwahn lag, hatte er um Weib und Kind geklagt, hatte von zehrenden Flammen und seiner Väter Burg gesprochen. Doch als ihm das Bewußtsein wiederkehrte, wick er jeder Frage aus, und der friedfertige Zeidler sagte zu seinem Weibe: „Ein Ritter ist er sicherlich; doch Schweres mag ihn betroffen haben. Mag er bei uns weilen, bis ihm bessere Zuflucht wird!“

Gerne erging sich der Genesende, als er das Haus verlassen konnte, auf der sonnigen Zeidlerwiese. Der stille Waldfrieden that seinem umdüsterten Gemüte so

wohl, wie der würzige Waldeshauch den geschwächten Gliedern. Der Bauer erriet aus seinem ganzen Gebaren, daß er ein tiefes Weh in sich trug, aber keine Frage durfte er stellen, sonst wandte der Fremdling rasch und zürnend sich ab und sprach stundenlang kein Wort wieder.

Gerne verkehrte er auch mit den beiden blühenden Kindern des Zeidler, ließ den Knaben auf seinem Knie reiten, streichelte dem Mägdelein das lockige Haar und nahm die Blumen, die sie gesammelt hatte, aus ihren kleinen Händen in Empfang. Tief wehmütig aber ward sein Blick, wenn dem Zeidler, der vom Walde heimkehrte, die Kinder jubelnd entgegensprangen, das Weib ihn mit freundlichem Gruß empfing und sofort das schmackhaft bereitete Mittag- oder Abendessen auftrug, das dem hungrig Bearbeiteten so verlockend entgegen dampfte.

Einstmals sprach er, überwältigt vom zehrenden Schmerz: „Wie bist du glücklich und reich, Bauer! Ich nenne keine Heimat mehr mein, denn ich bin geächtet, habe kein Weib und Kind, denn sie sind auf der Flucht gestorben, im Elend verkommen!“

Da in der Nacht darauf das Bunsfieber bei ihm wiederkehrte, vermieden es fortan der Zeidler und sein Weib, an seiner Vergangenheit zu rühren. „Es wird der Tag und die Stunde kommen, da er selbst begehrt, uns sein Geheimnis zu offenbaren,“ sprach der Bauer,

wenn die Neugier sein Weib zu ungeduldigen Fragen drängen wollte.

Indes war der volle Frühling im Walde eingelehrt, hatte duftende Blüten erschlossen und junges Laub hervorgelockt. Der Zeidler hatte jetzt von früh bis spät mit den schwärmenden Immenvölkern zu thun, die unermülich goldklaren Blütenhonig und weißes Wachs eintrugen. Indes versorgte sein junges Weib das Haus und die Kinder, die milchspendenden Kühe und das sprossende Saatsfeld. Der genesende Flüchtling begleitete den Zeidler dann und wann in den Wald, wo er seinem Thun bei dem kleinen, emsigen Volk aufmerksam zuschaute, ihm häufig auch Handreichung leistete und darüber seines Grams auf Stunden vergaß. Ein Lächeln erheiterte sogar einstmals die ernstesten Züge des Flüchtlings, als er wahrnahm, wie in der Morgenfrühe der Zeidler bald an diesen, bald an einen andern hohlen Stamm klopfte und singend sprach:

Immelein heraus, fliegt aus dem Haus!

Der Kaiser will tagen, müßt Honig und Wachs ihm eintragen.

Fast nahm's der treuherzige Bauer übel, als er den fremden Mann lächeln sah. „Ihr mögt's glauben oder nicht,“ verteidigte er sich eifrig; „das Immenvolf weiß, für wen es einträgt. Darum habe ich's auch nach und nach jedem Stock angesagt, daß der Kaiser Reichstag halten will und Honig braucht, den Würzwein und die Kuchen zu süßen, desgleichen auch Wachskerzen, den Bankettsaal zu erleuchten. Die klugen Immelein

haben mich auch wohl verstanden, denn niemals habe ich sie so rastlos ausfliegen sehen, wie in diesem Lenze.“

Der ritterliche Fremde lächelte nicht mehr über die treuherzige Einfalt des Zeidlerbauern, der seinem Bienenvolk Menschenverstand zutraute. „Wähnt nicht auch der Ritter, daß sein trautes Noß Leid und Freud ihm nachfühle?“ sprach er bei sich.

Manchen Tag aber, wenn Gram um die Vergangenheit und Sorge um die Zukunft sein Gemüt stärker undüsterten, vermochte er es nicht, dem Zeidler in seiner friedvollen Beschäftigung nachzugehen, sondern wandelte einsam durch den tiefen Wald, bis der Abend sank. Einer der beiden Hunde begleitete ihn dann, auch trug er den kurzen Jagdspeer an der Seite zum Schutz wider das Raubwild.

Als der Zeidler seinen Bienen den Reichstag an- sagte, hatte ihn der Fremde des näheren um die Ursache des Reichstages befragt. Der ehrliche Bauer aber hatte hierüber keine nähere Auskunft geben können, sondern nur geäußert: „Es wird halt wegen des Krieges sein, den der Kaiser mit dem großen Herzog im Bayern- und Sachsenland führt.“

Sofort war der genesende Mann wieder in düsteres Sinnen verfallen; er verließ den Zeidler und verlor sich einsam im Waldesdunkel.

Der Kaiserbote.

Um dieselbe Zeit ritten die Kaiserboten durchs Reich und luden zum Reichstag gen Nürnberg. Solch ein Bote im Wappenrock, auf dem der kaiserliche Adler auf grün und schwarzem Felde zu schauen war, kam abends am Fuß des Hohenzollern in Schwaben an. Er hatte in der Pfalzgrafenburg Tübingen das Mittagmahl eingenommen und gedachte auf Hohenzollern Nachtrast zu halten, denn er durfte sich überall, wo man treu zu Kaiser und Reich hielt, ehrenvoller Aufnahme versehen. An den jungen Grafen von Zollern aber hatte er einen besonderen Auftrag vom Kaiser zu überbringen.

Langsam ritt er den steilen Burgsteig hinan, während im Thale die Sonne hinabsank. Die Burgpforte stand geöffnet, denn es herrschte Frieden im Lande. Dennoch stieß der Herold ins Horn, und drei langgezogene Töne schallten feierlich zu den hohen Burgfenstern empor. Nach kurzer Frist erschien der gräfliche Hausvogt unter der Eingangspforte, bot dem Kaiserboten feierlich Willkomm, faßte den Zügel seines Rosses und geleitete es über die Schwelle der Pforte in den äußern, und von dort, unter dem Brückenturm durch, in den innern Hof, wo er den Kaisermann abzu steigen bat und, indem er das Ross zwei neugierig herzugeeilten Edeltnechten übergab, ihn nach dem hellen

Bankettsaal geleitete, wo die Grafen von Zollern, Herr Berthold und seine Neffen Friedrich und Burkhard, versammelt waren, ihn zu empfangen. Obenan im Saale hatte der alte, noch rüstige Graf Berthold den Ehrenplatz eingenommen, den seine Neffen ihm als ihrem früheren Vormund, auch nachdem sie längst mündig geworden waren, noch zuerkannten. Ihm zur Rechten und zur Linken standen die beiden jungen Grafen, beide hochgebaut von Gestalt, schön von Antlitz und feurigen Blickes.

Der Kaiserbote grüßte erst den ältern, dann die jungen Grafen feierlich, trat dann bis in die Mitte des Saales vor und sagte mit heller Stimme die Ladung zum Reichstage gen Nürnberg an. Sodann nahm er ein Pergamentblatt mit kaiserlichem Siegel aus einer der Taschen seines faltenreichen Gewandes und übergab dasselbe dem jungen Grafen Friedrich, der Burgherr und Stammhalter der ältern Linie war. Es war im Jahre des Herrn 1181. Friedrich empfing den Brief ehrerbietig und trat damit in die Fensternische, wo er ihn sorgfältig, um das Siegel nicht zu verletzen, aufbrach und beim letzten Schimmer des Abendlichtes durchlas. Er enthielt nur wenige Zeilen; doch die Miene des jungen Grafen war sehr ernst geworden, als er das Pergament wieder zusammenfaltete und zu den andern Grafen an den Tisch trat.

Sein Oheim richtete einen sorgenvollen, fragenden Blick auf ihn, den Graf Friedrich mit kurzem Augen-

winke beantwortete; er wollte in Gegenwart des Kaiserboten über den Inhalt des Briefes sich nicht äußern. Soeben trat auch die verwitwete Gräfin, Friedrichs Mutter, ein, um den Gast zu begrüßen. Eine gar stattliche Burgfrau war sie im schwarzen Samtgewande mit silberner Spitze und der weißen Wittwenbinde von feinem Linnen um das Haupt. Der Burgfrau folgten die Mägde, die eine mit brennenden Kerzen, die andere mit Silbergeschirr, und eine dritte mit blendend weißem Tafeltuch, das Purpurfransen zierten.

„Derweilen das Mahl zugerichtet wird, steht ein Bad für Euch bereit,“ sagte die Burgfrau zum Kaiserboten. Es war dies eine Aufmerksamkeit, die damals jedem wertgehaltenen Gaste erwiesen wurde. Darum nahm er das Anerbieten dankend an und ließ sich, nachdem er zuvor noch einen Becher als Willkommtrunk geleert hatte, von zwei bereifstehenden Edelknaben in die Badestube geleiten.

Graf Berthold und Graf Burthard waren erst im Laufe dieses Tages als Gäste auf Hohenzollern angeritten gekommen, da sich die Kunde verbreitet hatte, daß Kaiserboten zu einem Reichstag laden würden. Herr Berthold hatte, seit er die Vormundschaft niedergelegt, sich auf die unferne, ihm eigen angehörige Burg Zimmern zurückgezogen; sein Neffe Graf Burthard lebte auf Hohenberg, das sich, wenige Stunden vom Hohenzollern entfernt, über dem lieblichen Neckarthale erhob; es war ihm als Vatererbe aus den reichen

Hohenzollernschen Besitzungen zugefallen. In jungen Jahren hatte er ein Gemahl heimgeführt und erfreute sich schon zweier kleiner Söhne, während sein Stammesvetter Friedrich auf Hohenzollen noch unbeweibt war. Dieser Umstand gab, so oft sich die Vettern sahen, und auch jetzt zu scherzhaften Neckereien Anlaß.

Die Burgfrau, Friedrichs Mutter, erkundigte sich förmlich und angelegentlich bei ihrem Neffen nach dem Befinden seines jungen Gemahls und seiner Kinder, worauf er fröhlich Bescheid gab. Der alte Graf Berthold fügte mit einem vorwurfsvollen Blick auf Friedrich hinzu: „Wünntet Ihr, Frau Schwägerin, nicht auch Euren Sohn bereden, daß er Hochzeit mache? Muß Euch doch allmählich schwer werden, seit Ihr beide Töchter weggegeben habt, dem gräflichen Haushalt ohne Hilfe vorzustehen.“

„An meinem Zureden fehlt's nicht, Herr Schwager,“ gab die alte Gräfin zurück; „möchte lieber heute als morgen die Schlüssel an eine junge Burgfrau abgeben.“

Graf Friedrich lächelte. Er mochte seine Zweifel hegen, ob es der gräflichen Mutter gar so leicht werden würde, die lang geführte Herrschaft in der Burg aufzugeben; er begnügte sich aber, zu antworten: „Die Frau Mutter hält so trefflich haus auf Hohenzollern, daß es eine junge Burgfrau ihr kaum möchte gleichthun können. — Habe bis jetzt auch nicht Zeit gefunden, mich nach einer solchen umzuschauen.“

Der Oheim aber schüttelte den Kopf und sprach ernst: „Nimm ein Beispiel an mir, Friedrich, das dich warne! — Habe einstens ebenso gedacht wie du, bin gerne in des Herzogs Geleite dem Kaiser zu Hofe geritten, allweilen meine beiden älteren Brüder auf Zollern und Hohenberg ritterlich haushielten. Als darauf beide früh verstarben und ich heimberufen wurde, meiner jungen Nessen Rechte zu wahren, fand ich erst recht nicht Zeit, mir den eigenen Haushalt zu gründen; habe gespürt wie du, daß die Frau Schwägerin auf Burg Zollern ein treffliches Heim schaffte. Um so trübseliger ist nun aber mein Junggesellenhaushalt auf Zimmern. Wenn mir's gar zu öde wird, reite ich zuweilen gen Hohenberg, um meine Großneffen auf den Knieen zu schaukeln. Hierher auf Hohenzollern hätte ich näher zu reiten. — Bedenke, Friedrich, daß deine Mutter schon bei Jahren ist und, ob Gott ihr auch die Tage verlängern möge, doch nicht immer bei dir wird sein können!“

„Will's bedenken, Oheim, so die Zeit kommt!“ sprach Friedrich, indem auch seine Miene ernst ward.

Der alten Gräfin waren die letzten Worte des Schwagers entgangen, da sie sich nach dem soeben wieder eintretenden Kaiserboten umgewandt hatte. Auch die Grafen gingen ihm entgegen. Man setzte sich zur gedeckten Tafel, auf der die ab- und zuweisenden, zierlich gekleideten Mägde dampfende Schüsseln mit Wildbret, Geflügel und Fischen niedersetzten, während die Edel-

Knaben schwere steinerne Krüge mit edlem Weine vom Nectar und vom Rheine herzutragen, mit deren glutrotem oder goldklarem Raß sie die silbernen Pokale eifrig füllten.

Die Gräfin nahm den obersten Sitz an der kleinen Tafelrunde ein. Zu ihrer Rechten saß ihr Schwager Berthold als Gast, zur Linken der junge Burgherr Friedrich. Den Kreis schlossen Graf Burthard und der Kaiserbote.

An den ausländischen Höfen wurden die zu solchen Sendungen ausgebildeten Männer Herolde genannt. Sie mußten, ehe sie ihrer Fürsten Wappen tragen durften, zuvor genaue Kenntniß der Wappenkunde aller christlichen Fürstenhöfe sich angeeignet haben. Nur junge Männer von adligem Herkommen, auch von Sinn und Wandel ohne Tadel konnten zu Herolden ernannt werden, da ihnen viel anvertraut war und in ihrer Person stets auch die Würde ihres Fürsten geehrt wurde. So bekliffen sich auch die Grafen von Zollern jeder Höflichkeit gegen ihren Gast. Man vermied am Tische, von den ernstesten Angelegenheiten des Reiches zu sprechen, welche die Botschaft zum Reichstage hervorrief. Dagegen wußte der in feinsten Sitte geübte Kaiserbote viel Ergögliches und Neues vom Kaiserhof, von Fürsten und Fürstinnen zu berichten, was besonders die alte Gräfin erfreute und was auch Graf Burthard mit aufmerksamen Ohr anhörte, um hernach seiner jungen Hausfrau Neugier befriedigen zu können.

Als kluger Mann erhob sich der Kaiserbote vom Tische, gleich nachdem aus der Sanduhr laut tönend zehn Kugeln ins Becken gerollt waren. Er entschuldigte sich höflich mit seiner Ermüdung, wußte aber gar wohl, daß die Grafen allein zu sein wünschten, um über die Kaiserbotschaft ungestört Rat zu halten. Dem war so. Da sich nach dem Kaiserboten auch die Gräfin verabschiedete, rückten Oheim und Neffen ihre Sitze näher zusammen. Auf Graf Friedrichs Wink stellten die Edelknaben noch sämtliche Kerzen herzu und füllten die Becher aufs neue. Als sie sich darauf dienstbereit hinter die Stühle der Grafen stellen wollten, herrschte Graf Berthold sie an: „Geht zu Bette, ihr Knaben! eure Jugend bedarf des Schlafes.“

„Wir aber brauchen keine neugierigen Ohren hier“ — setzte er hinzu, als die erschreckten Edelknaben eilig den Saal verlassen hatten.

Nächtliche Stille herrschte in der Halle. Die runden Scheiben in den Fensterbogen blinkten silbern im Mondlicht, auf dem Tische leuchteten rötlich die Kerzen, in den Ecken der Halle aber lagerten sich tiefe Schatten.

„Sage an, Friedrich,“ hob Graf Berthold an, „was begehrt der Kaiser von dir?“

Der junge Graf erhob das Antlitz und antwortete mit hellem Blicke: „Der Kaiser heicht, daß ich mein gräßlich Banner entfalte und meine ritterlichen Vasallen

ihm zuführe, wider Heinrich dem Löwen die Aht zu vollziehen.“

„Hab mir's gedacht so,“ seufzte der Oheim, „viele Hunde sind zuletzt des Löwen Tod; daß du wider ihn streiten sollst, thut mir von Herzen leid, denn wir Zollern sind mit den Welfen verwandt von Mutterseite her, und zu seinen Sippen muß man halten.“

Graf Burkhard stimmte den Worten des Oheims bei. Der junge Zollerngraf aber rief lebhaft aus: „Treue schulden wir vor allem dem Kaiser und dem Reich. Als Heinrich der Löwe sich wider den Kaiser erhob und uns ins Bündnis ziehen wollte, haben wir uns von ihm losgesagt, und Ihr selbst, Oheim Berthold, seid vor drei Jahren mit mir im Herbst gen Speier geritten, um allda den Kaiser zu empfangen, da er von Welschland heimkehrte.“

„Gewiß,“ rief Berthold aus, „durfte ich euch, meine Neffen, nicht hereinziehen in den Kampf des Welfen wider den Kaiser. Dennoch thut mir der kühne Löwe leid; geächtet ward er und der beiden Herzogtümer verlustig, er, der nach dem Kaiser der erste Fürst in deutschen Landen war.“

„Ob mir der Herzog leid thun mag,“ erwiderte Friedrich, „ob er meinen Sippen verwandt ist, frage ich nicht, wenn es gilt, des Kaisers Gebot und Aht zu vollziehen. Wenn der erste Fürst des Reiches sich unterfängt, des Kaisers Majestät zu verachten und des

Reiches Frieden zu stören, wie sollen hernach kleinere Leute dazu angehalten werden?"

"Der Kaiser selbst," sprach Graf Berthold entschuldigend, "hat Heinrich zu hoch gehoben; es war wider des Reiches Herkommen, daß er die beiden Herzogtümer, Bayern und Sachsen, in des einen Mannes Hand gab. Darauf hat Heinrich sich seiner Macht überhoben und dem Kaiser getrotzt."

"Und streng hat sich Kaiser Friedrich an ihm gerächt," fügte Graf Burthard hinzu; doch er verstummte, als sein Better Friedrich sich blitzenden Auges vom Stuhle erhob. "Du wagst zu sagen," rief er, "Kaiser Friedrich habe sich gerächt, da er nur höchste Langmut geübt hat gegen den abtrünnigen Better, Freund und Vasallen? Du, der sein zu Hause blieb und Hochzeit hielt, wagst Urtheil zu sprechen über Kaiser Friedrich den Rotbart?"

"Um aller Heiligen willen, Friedrich, willst du Streit im Hause beginnen, zur Zeit, da der Kaiserbote hier weilt?" rief der alte Oheim.

Tief aufatmend sprach Graf Friedrich: "So hört mich denn an, Oheim und Better! — Oft schon hat mich der Zorn überwältigt, da ich ähnliche Worte hören mußte aus unverständigem Munde. Darum bitte ich denn jetzt euch beide, gönnt mir euer Ohr, ohne Einsprache, danach mögt ihr selbst urtheilen, ob ich des Kaisers Gebot folgen solle oder nicht!"

„Setze dich nieder, wir wollen dich in Ruhe anhören!“ bat der Oheim abermals.

Graf Friedrich setzte sich wieder im Lehnstuhl zurecht, führte den Becher zu den Lippen und begann: „Als Kaiser Friedrich vor fünf Jahren abermals gegen die aufrührerischen Lombarden zog, die sich doch ohne Kaisers Hilfe ihrer eigenen Städte nicht erwehren konnten, hat ihm Herzog Heinrich, während sie noch in Feindes Lande standen, die Heeresfolge verweigert zu einer Zeit, da der Kaiser seiner am meisten benötigt war, da er in Verzweiflung knieend ihn bat: „Verlaß mich nicht in meiner höchsten Not!“

Graf Friedrich hielt inne; sein Blick aber forderte den Oheim zur Beistimmung auf. Dieser erwiderte: „Treu, edel und ritterlich war's nicht von Herzog Heinrich gehandelt gegen seinen Kaiser, Verwandten und Freund — aber anklagen durfte ihn der Kaiser deshalb nicht, denn nur drei Monate im Jahre sind die Reichsvasallen dem Kaiser zur Heeresfolge verpflichtet. Was sie hernach noch leisten, geschieht mit eigenem Willen und um Lohn vom Kaiser.“

„So ist's,“ nahm Friedrich von Zollern das Wort wieder auf; „darum hat auch der Kaiser den Herzog mit keinem Worte deshalb angeklagt. Doch wißt ihr nicht, daß, als der Kaiser vor ihm knieend flehte, des Herzogs Truchseß seinen Herrn zum Widerstand gegen den Kaiser aufmunterte, indem er ihm zuflüsterte: „Die Krone, die vor Euch im Staube liegt, wird bald Euer

Haupt schmücken!“ — Nach diesen Worten seines Dieners und Rates hat Heinrich gehandelt und, indes der Kaiser in Welschland, von Feinden umringt, verlassen stand, in Deutschland die Herrschaft an sich zu ziehen, ja, das Reich zu zerpalten gesucht.“

Graf Berthold schaute vor sich nieder, der Versuche gedenkend, die Heinrich gemacht hatte, die Grafen von Zollern und Beringen, als ehemals versippt mit dem Hause der Welfen, in die Verschwörung gegen den Kaiser zu ziehen.

Graf Friedrich fuhr fort: „Wider Heinrichs Vermuten kam der Kaiser nach Jahresfrist siegreich zurück, da er mit dem Papste versöhnt war und die Lombarden sich unterworfen hatten. Zu Speier, wo die Großen des Reiches ihn begrüßten, haben diese zahlreich Klage geführt gegen Herzog Heinrich, der nach Löwenart alles Land für gute Beute hielt und jeden seiner Grenznachbarn mit starken Tazzen angriff. Sich ob all dieser Klagen zu verantworten, hat Kaiser Friedrich den Herzog auf den Reichstag gen Worms berufen; da er nicht erschien, sechs Monate später nach Speier, hernach zum drittenmal nach Gelnhausen. Heinrich hat sich nicht eingefunden und damit Verachtung kaiserlicher Majestät zu all seinen Verschuldungen geladen. Zuletzt haben treue Männer“ — hier blickte Graf Friedrich auf den Oheim, dessen Augen bei dieser Anerkennung hell aufleuchteten — „bei dem Kaiser geltend gemacht,

daß Herzog Heinrich, da er in Schwaben geboren sei, nach altem Recht nur auf schwäbischem Boden gerichtet werden könne. Auch darauf ist Kaiser Friedrich eingegangen und hat einen vierten Reichstag nach Ulm angesetzt, auch den Herzog persönlich durch vertraute Boten bitten, ja beschwören lassen, daß er sich stellen möge, um nicht das Äußerste auf sich zu ziehen und den Kaiser zur Strenge zu zwingen. Doch auch dies war vergeblich. Heinrich hat sich nicht gestellt. Ihr wißt, warum; — weil er vor dem Kaiser sich nicht beugen, von seinen Anschlägen nicht lassen wollte, vielmehr auf die Stärke seiner Kriegsmacht vertraute und sich ein eigenes Königreich im Norden zu gründen gedachte. — Gott hat sein frevelnd Beginnen gerichtet; Heinrichs Verbündete haben ihn verlassen und sich dem Kaiser unterworfen. Der König von Dänemark, auf den er zuletzt noch hoffte, gab ihm zur Antwort: „Es ist schwer, wider den Kaiser zu kämpfen.“ Selbst der Papst, der den Welfen stets günstig gesinnt war, verweigerte, die offenbare Empörung des Herzogs gutzuheißen. Der Kaiser aber war, da Heinrich auch die letzte Frist vorübergehen ließ, die ihm zur Unterwerfung gestellt war, gezwungen, die Acht über ihn auszusprechen als Reichsfeind und als Verräter. Wäre er des Kaisers Bruder, ja sein eigener Sohn gewesen, so konnte er nicht größere Langmut üben, als er sie gegen Heinrich geübt hat, weil er ihn liebt.“

„Bei Gott!“ rief Graf Burkhard aus; „in solchem
Piteler, Der Burggraf zu Nürnberg.

Lichte habe ich die Sache nicht überschaut. Das ist ein ander Ding, als ich mir's vorstellte."

"Friedrich," rief der Oheim mit bebender Stimme aus, "bist du dessen gewiß, was du sagst? hegt der Kaiser noch Liebe gegen Heinrich, den Geächteten?"

Graf Friedrich antwortete mit Nachdruck: "Ich weiß, daß der Kaiser Heinrich geliebt hat, und er wechselt seine Gesinnung niemals. Ich sah, wie sein Auge sich trübte und seine Stimme zu versagen drohte, als er die Acht aussprach über Heinrich den Löwen."

"Dann ist er größer als der Löwe," sprach der alte Graf bewegt; "denn Heinrich hat der Liebe und Treue vergessen, die ihm der Kaiser in vergangener Zeit erzeigt hat. — Wann gedenkst du aufzubrechen gen Nürnberg?"

"Das Aufgebot werde ich morgenden Tages ergehen lassen," antwortete Graf Friedrich; "ich selbst soll nach des Kaisers Gebot vorausziehen gen Augsburg, wo der Kaiser zu geheimer Sendung mein begehrt."

"Mir tagt es!" rief Graf Berthold aus; "wohin sollte er dich schicken, als gen Sachsen, an Heinrich den Löwen? Und wer könnte ihm hierzu besser taugen, als du, der dem Kaiser ergeben, aber auch mit Heinrich verflochten ist?"

"Wahrlich, so ist's, Oheim," fiel Graf Burthard ein; "zögere nur nicht, Vetter! ich kann an deiner Statt das Aufgebot ausschicken und deine Mannen sammeln."

"Ich selbst will mich an ihre Spitze stellen, sie dem

Kaiser auf den Tag zu Nürnberg zuzuführen," fügte der alte Graf hinzu. „Zögere du darum keinen Tag, Friedrich! in der morgenden Frühe laß deine Kofse fatteln zum Ritt an den Kaiserhof!“

Erfreut und überrascht ob dieser Zusage rief Graf Friedrich leuchtenden Auges: „Ich nehme euch beim Wort, Oheim und Better, und gebe die Sammlung der Mannschaft in eure Hände. — Euch, Herr Oheim, bitte ich, daß Ihr bis zum Aufbruch gen Nürnberg auf Hohenzollern verweilen möget, mich zu vertreten. — Meiner Frau Mutter sagt meine Grüße! Ich will ihre Nachtruhe heute nicht mehr stören. — Dich, Better Burkhard, verhoffe ich auf dem Reichstag wiederzusehen.“

„Sicher, Friedrich," antwortete der junge Graf lebhaft; „du hast mich heute überzeugt, daß es dem Manne gezieme, sich um des Reiches Angelegenheiten mehr zu kümmern, als ich bislang in meinen jungen Jahren gethan habe. — Meine Hausfrau wird sich baß wundern ob solch raschen Entschlusses. Doch sie wird auch freundlich lachen, wenn ich ihr bei der Heimkehr bunten Nürnberger Tand zum Geschenke mitbringe.“

Hiermit verabschiedeten sich die Grafen gegenseitig, um sich jeder in sein Schlafgemach zurückzuziehen. Der Oheim und sein jüngerer Nefse hatten gemeinsame Schlafstube. Doch der alte Graf war so sehr von ernstern Gedanken eingenommen, daß ihn auch der lebhafteste Nefse nicht zu weiterem Gespräch zu verleiten vermochte. Graf Friedrich von Zollern aber hatte seinen

Knappen noch Anordnungen wegen des Aufbruchs in der Frühe zu geben. Er befahl, die besten Rosse für den Ritt zuzurüsten, und wählte zwei Knappen und vier Dienstmännern als Geleite aus.

Als der erste Strahl der aufgehenden Sonne über die Alp her den Zollern begrüßte, stieg der junge Graf zu Roß. Im Sattel sitzend nahm er aus den Händen eines herzueilenden Knappen den Frühtrunk warmen Würzweines ein, der in Eile für ihn bereitet worden war.

Schon ritt er den Burgsteig hinab, als der Kaiserbote, der für weiten Ritt früh aufzubrechen gedachte, ihm nachgeritten kam. Der erfahrene Mann strich sich den Bart, als er sah, daß der gräfliche Reiter schon aufgebrochen war, und gedachte des Briefes mit kaiserlichem Siegel, den er ihm am vorigen Abend übergeben hatte. Den Inhalt kannte er nicht, aber er erriet ihn. „Schmucke Leute sind diese Zollern,“ sprach er bei sich; „und auch zuverlässige Leute. Reitet der junge Graf mir heute schon voraus, der ich die Botschaft erst gestern nächstens überbrachte! — Der Pfalzgraf von Tübingen, der leutselige Herr, bei dem ich gestern mittag tafelte, würde nicht minder als acht Tage gebraucht haben bis er sich angeschickt hätte, dem Rufe des Kaisers Folge zu leisten.“

Gar sehr erstaunt war die alte Gräfin, als sie morgens in die Ritterstube trat, um die Grafen beim Frühtrunk zu begrüßen und aus silbernem Becher den

Hirsebrot zu schlürfen, den sie statt des Würzweines genoß, der in hoher Kanne für die Grafen aufgetragen wurde. Sie fand ihres Sohnes Stuhl leer, und ihr heller Blick erriet die Thatsache, noch ehe ihr gräßlicher Schwager Zeit gehabt hatte, ihr den Abschiedsgruß ihres Sohnes zu melden und ihn wegen des raschen Rittes zu entschuldigen. Ihre Augen leuchteten stolz unter der weißen Witwenbinde vor, die sie um Stirn und Kinn trug, als sie antwortete: „Bin's so gewöhnt, Herr Schwager. Mein Sohn, Graf Friedrich, ist vom Kaiser schon manches Mal in Eile berufen worden. Ihr seht, daß noch die Zeit nicht gekommen ist, da er in Ruhe eine junge Hausfrau heimführen könnte. Wie würde solche erschrecken, wenn ihr Gemahl sie so plötzlich verliesse!“

„Nein,“ erwiderte der alte Graf Berthold ernst, „die Zeit ist noch nicht da, daß Friedrich sich als Burgherr niederlassen und ein hold Gemahl heimführen könnte. Ihr müßt noch zuwarten, Frau Schwägerin, und dem Hofhalt vorstehen untadelig, wie Ihr bisher gethan habt. Die rechte Zeit wird auch für Friedrich kommen, da er Euch die Söhnerin Euer wert ins Haus einführen wird.“

Im kaiserlichen Gemach.

Warum kann ich dich nicht vergessen, du blondes, schönes
Kaiserhaupt?
Warum hat keine Zeit indessen dir deinen Lorbeerkranz
entlaubt?
Warum sehn niemals wir erblaffen im Abendrot den
Stausen fern,
Daß wir es könnten unterlassen, zu schauen dort nach
deinem Stern?

Nach wenigen Tagen scharfen Rittes kam Friedrich von Zollern gen Augsburg, wo er sich alsbald in der Pfalzburg einfand und dem Kaiser melden ließ. „Sieh da, Zollern! Du warst rasch, doch ich wußte, daß du nicht zögern würdest,“ rief ihm der Rothbart zu.

Der Kaiser saß in einem reichgeschnitzten Lehnstuhl vor einem mit Pergamenten bedeckten Tische. Ein Hausgewand von grünem Sammet, von goldgesticktem Gürtel umfaßt, schloß sich um die Heldengestalt, die über Mittelgröße war, in der Jugend einst schlank, jetzt breit von Brust und Schultern, doch ohne hemmende Körperfülle, vielmehr sehnig und stark. Des Kaisers Antlitz, einst, als er im einunddreißigsten Lebensjahre zu Frankfurt gekrönt wurde, von leuchtender Manneschönheit, verleugnete auch jetzt noch, da er ein angehender Sechziger war, diese nicht, obwohl die edeln Züge von den Kämpfen und Sorgen eines reichbewegten Lebens durchsücht waren. Auffallend weiß hob sich von dem unter Italiens glühender Sonne gebräunten Antlitz die im Felde vom Helm geschützte Stirne ab. Der weit bekannte

rote Bart war jetzt weiß besäimt; das lockig blonde Haar, das allen Hohenstaufen eigen war, umgab noch in unverminderter Fülle das Haupt, nur durch die Wucht des Helmes von Stirn und Nacken zurückgedrängt, und jugendhell strahlten die blauen Augen, die den Treuen so mild entgegenblickten, doch, wenn er zürnte, verzehrendes Feuer sprühten.

Das nur mächtig große Gemach war hoch und hell gebaut; durch die runden Fensterscheiben, die zum Bogen sich wölbten, fiel der Sonne letzter goldner Strahl auf den Tisch, vor dem der Kaiser saß.

Mit Liebe und Ehrfurcht weilte Zollerns Blick auf des Reiches hohem Herrn, während Barbarossa ihm seinen Willen kundgab. „Schau, Zollern,“ sprach er, indem sein Antlitz sich verdüsterte; „die Acht, die wir als des Reiches Oberhaupt aussprechen mußten über Herzog Heinrich, ist im Herzogtum Bayern ohne erheblichen Widerstand vollzogen worden. Ich habe dieses an den Pfalzgrafen Otto von Wittelsbach verliehen, der seit dreißig Jahren mein kaiserlich Haupt zu schützen bemüht war. Noch aber ist die Acht in Sachsen nicht vollzogen, noch steht Heinrich dort trotzig in Waffen und hat begonnen, die umliegenden Grenzen zu verheeren. Er hat meine Schmelzhütten und Bergwerke in Goslar zerstört und ringsumher das Land verwüstet. Er hat den Bischofsitz Halberstadt niedergebrannt; tausend Menschen verloren in den Flammen das Leben, und der Bischof selbst hat sich nur mit Mühe gerettet.“

Der Kaiser stand bei diesen Worten jäh vom Stuhle auf und durchschritt das Gemach in raschen Schritten. „Ich habe nach dir geschickt, Zöllern,“ fuhr er fort, „daß du Heinrich vertraute Botschaft von mir überbringst. Hier liegt das Pergament gesiegelt, das du ihm persönlich zu Händen stellen sollst. Sage ihm in meinem Namen dazu: Falls er den Kampf aufs äußerste führen, Städte und Dörfer niederbrennen, Burgen brechen wolle, bleibe sein Unterfangen dennoch vergebens. Er muß unterliegen, weil des Kaisers Macht von Gott selbst zur obersten in deutschen Landen gesetzt ward. Mir aber entbrennt das Herz in Mitleid um das deutsche Land, das in vergeblichem Kampfe verheert werden soll. Heinrich möge die Waffen strecken und sich dem gerechten Spruche unterwerfen, dann kann ich kaiserliche Gnade gegen ihn üben; niemals darf ich's, solange er trotzig in Waffen wieder mich steht.“ Graf Zöllern sprach seine Bereitwilligkeit aus, die Kaiserbotschaft zu überbringen.

„Du weißt,“ fuhr der Kaiser fort, „ich kann an den Geächteten, den Empörer keinen Herold mehr schicken, nur heimliches Freundeswort an den, der mir einst Vetter und Freund war. — Reite darum mit kleinem Gefolge! solltest du je in feindliche Hände fallen, so schaffst mein kaiserliches Siegel auf dem Pergamente dir Sicherheit. — Eile dich, so rasch dein Roß dich tragen mag! Zum Reichstag in Nürnberg mußt du mit Botschaft zurück sein, denn dort sammle ich das Reichsheer zum Kriegszug gegen Sachsen.“

„Ich werde morgen aufbrechen,“ antwortete Zollern; „ich habe gedoppelte Kofse mit hierhergenommen, um auf dem Ritte täglich zu wechseln.“

Der Kaiser belobte des Grafen Vorsicht mit billigendem Kopfnicken, und ehrerbietig verabschiedete sich Zollern. Schon hatte er die Thür erreicht, als ihn der Kaiser zurückrief. Zollern sah seine Augen feucht schimmern, als er mit gedämpfter, tief bewegter Stimme sprach: „Sage Heinrich, daß er außer seinem Kaiser wenig Freunde im Reichstag habe — und keinen treueren als mich!“

Tief bewegt schritt Zollern aus dem kaiserlichen Gemach hinweg und begab sich in die Ritterhalle der Hofburg, wo er mit vielen andern an der gemeinsamen Abendtafel teilnahm. Auch die Nachtrakt hielt er samt seinen Dienstmännern in der kaiserlichen Pfalz, in deren weiten Räumen für ab- und zukommende Gäste stets vorgesorgt war.

Als er am folgenden Morgen wieder aufbrach, ließ er die Hälfte seines kleinen Gefolges in der Hofburg zurück und nahm nur einen Knappen und einen Reitknecht, welcher letzterer drei weitere Kofse zum täglichen Wechsel nachführte, mit sich auf den neuen Ritt.

Der nächste Weg zur sächsischen Grenze, den der Kaiser dem Grafen zu nehmen empfohlen hatte, führte diesen einige Tagesstrecken durch bayerisch Land. Zuerst traf er das Land in tiefem Frieden. Am zweiten Tage aber stieß er auf Spuren von Kämpfen und traf am

Abende bei einem eingäscherten Dorfe ein, über das die ausgebrannten Mauern einer zertrümmerten Burg emporragten. Es war eine abgelegene Ecke Landes; nah und fern keine Stadt, kein Dorf zu erblicken. Des Landes unkundig, wußte der junge Graf nicht, wo er bei schon einbrechendem Abenddunkel für Mannen und Rosse Herberge finden könnte. Noch war der Frühling zu rauh, als daß sie im Freien hätten kampieren mögen.

Während sie langsam einen hügeligen Weg hinanritten, rief der Dienstmann: „Mit Verlaub, Herr Graf, hier giebt's Nachtherberge, ich höre eine Mühle klappern.“

Der Graf hielt seinem Rosß den Zügel an und lauschte. „Wahrhaftig, es ist so; wo eine Mühle klappert, da wohnen regsame Menschen, vorwärts denn!“

Sie ritten weiter. Bald führte der Weg abwärts, und ein anmutiges Thal öffnete sich vor ihren Blicken. Ein klarer Waldbach wand sich durch grüne Matten, von denen die weidende Herde soeben heimwärts kehrte. Inmitten des Thales stand eine Mühle; der zuvor gestaute Bach trieb das Rad, unter dessen Bucht die strömende Flut zerstiehte. Neben dem Wohnhause des Müllers breiteten sich Stadel und Ställe geräumig aus. Bald war die wohnliche Stätte erreicht. Von den Bewohnern mit staunenden Blicken begrüßt, stiegen der Graf und seine Diener ab und heischten Herberge. Während der Reitknecht die Rosse versorgte, folgte der Graf mit dem Knappen dem Müller in die Wohnstube, die neben dem Mühlraum gelegen war. Die anfänglich

bestürzten Mienen der Müllersleute klärten sich auf, da sie von der friedlichen Absicht der Ankömmlinge sich überzeugten, und mit gastlicher Bereitwilligkeit sorgten sie sofort für die Bewirtung der Gäste. Auf dem Herde loderte bald eine lustige Flamme, es kochte Rauchs fleisch im Kessel, und ein Eierkuchen briet in der Pfanne. Während die Frau mit Bereitung des Mahles beschäftigt war, holte der Müller aus dem Keller etliche Steinkrüge schäumenden Metes, der, aus rauhen, doch kräftigen Äpfel- und Birnensorten bereitet, dem Gaste willkommene Erfrischung gewährte.

Mit Wohlgefallen schaute er sich in der reinlich und schmuck gehaltenen Stube um. Der geräumige Tisch in der hellen Fensterecke war dem Gaste zu Ehren mit blankem, selbst gewobenem Tuche gedeckt, durch dessen weißen Grund sich rote Fäden zogen. Der Feuerherd, in der Tiefe der Stube, der zugleich als Ofen diente, war von weiß und blau glasierten Thonwürfeln sauber aufgebaut; rings um ihn blinkten von den Wandbrettern kupferne und bunt bemalte irdene Becher und Kannen. Eine Truhe mit Schnitzwerk verziert prangte an der dritten Wandfläche, die Festkleider des Müllers und der Müllerin bergend. Darüber hing an der Wand das Gewaffen des Mannes, ein lederner Brustharnisch samt eiserner Sturmhaube und Schwert, Speer und Schild.

Die beiden Fensterlufen, des Nachts durch Holzläden geschlossen und zur Winterszeit mit Ölgetränkter,

durchscheinender Leinwand verklebt, waren jetzt geöffnet, um der Frühlingssonne den Eintritt zu gönnen, und ließen den Blick frei in das grünende Thal und zu den bewaldeten Anhöhen schweifen.

Oben am Tische nahm der Graf Platz, der Reitknecht unten, zwischen beiden der Edelknappe; der junge Müller und sein Weib gingen ab und zu, die Gäste zu bedienen. Ihr Gefinde war in der Mühle und bei dem Hausvieh beschäftigt, der alte Vater des Müllers aber saß in lederüberzogenem Lehnstuhl in der warmen Ecke hinter dem Herde und schaukelte eine Kinderwiege, worin sein Enkel schlief. Der Greis erhob sich beim Eintritt des gräßlichen Gastes und entblöhte ehrerbietig das weiße Haupt, setzte sich aber darauf wieder ruhig nieder, um seine Aufmerksamkeit mehr dem schlafenden Enkel als den fremden Reiterseuten zuzuwenden, bis er veranlaßt ward, am Gespräche teilzunehmen. Graf Zollern hatte an den jungen Müller eine Frage über das eingeäscherte Dorf und die zerstörte Burg gerichtet, wobei dieser sichtlich erschrak und befangen antwortete: „Zwei Monate mag's her sein, daß ein bewaffnet Heer gegen die Burg gezogen kam. Bis ins Thal herab erscholl der Waffenlärm, und zuletzt rötete Flammenschein die Nacht. Wir aber sind des Weltlaufs unkundige Leute und wissen wenig, weshalb und warum der Krieg sich entsponnen hat. Zu uns drangen die Feinde nicht; die Mühle liegt gar abgelegen, zwischen Berg und Wald.“

Bei dieser Erklärung, die der junge Müller abgab, erhob sich der Greis in der Ecke und richtete die jugendlich hell blickenden Augen erst auf den Sohn, dann auf den Grafen. „Warum verschweigst du die Kunde, die wir haben?“ sprach er zum Sohne; „mag dieser Ritter in kaiserlichem oder herzoglichem Dienste stehen, so wird er uns doch nichts Böses zufügen, nachdem er zuvor an unserem Tische sich gelabt, unter unserem Dache geruht hat. Herr Ritter — oder Herr Graf, wie Ihr genannt sein mögt,“ fuhr er fort, „Ihr wißt ja wohl, daß Herzog Heinrich, genannt der Löwe, vom Kaiser geächtet und ein anderer Herzog in Bayern eingesetzt ward. Diesem hat der Burgherr droben auf Schwarzegg die Huldigung verweigert; doch Herzog Heinrich zog nicht zur Hilfe heran, und die Ritterschaft ringsum unterwarf sich dem neuen Herzog; der junge Ritter von Schwarzegg aber verfiel in die Acht. Da hat er auf die festen Mauern seiner Burg vertraut, doch die Belagerer schossen Brandpfeile empor, und einige derselben sind auch ins Dorf gefallen und haben die leichten Hütten niedergebrannt. Die obdachlosen Bauern wandern nun als Bettler durchs Land, auf dem Ackerfeld wuchert das Unkraut — der stolze Burghau aber hat in seinen Trümmern Herrn und Mannen begraben.“

„Ihr waret dem Ritter verpflichtet?“ fragte Graf Zöllern.

„Wie man's nehmen will,“ antwortete der Alte.

„Wir sind weder leibeigen noch Hörige. Seit alten Zeiten saßen meine Urbäter auf der Mühle als freie Leute; nur den Herzogszoll zahlen wir alljährlich gen Albensberg. Doch haben wir gegen billig Entgelt den Rittern zu Schwarzeeck allzeit ihr sämtlich Korn gemahlen. Der vorige Herr, — Gott schenk' ihm selige Urständ' — hat nicht verschmäht, wenn er vorüberkam und von der Jagd ermüdet war, in der Mühle einzufehren und an des Müllers Tische sich zu laben, an Fischen und Krebsen und was sonst der Herd bot.“

„Und der junge Ritter?“ fügte der Sohn hinzu, „ist in seiner Knabenzeit vielmals mit mir krebsen und fischen gegangen, wenn ihn auf Burg Schwarzeeck die Langerweile ankam. Er wollte lieber mit mir Kurzweil halten als mit den Bauernjungen, weil ich eines freien Mannes Sohn war, denn er war hochgemuten Sinnes, der Ritter Kumerich, dabei treu und ohne Falsch, doch hitzig und trozig, und das hat ihn ins Verderben gebracht.“

„Die junge Rittersfrau aber,“ fiel die Müllerin ein, ihre Schüchternheit zurückdrängend, „war sie nicht sanft und mild wie das Sonnenlicht? Ihr werdet's kaum glauben mögen, aber es ist wahr, daß sie meinen Jungen dort aus der Taufe gehoben und ihm ein Kreuzlein aus Silber, das er einst auf dem Festgewand tragen kann, zum Taufgeschenk gegeben hat. Sie ist nicht stolz gewesen, noch hochfahrend, die holde Frau Irmgard; wer weiß, wo sie jetzt mit ihrem eigenen Kinde obdachlos umherirren mag?“

Kaum waren der Frau diese Worte entschlüpft, als sie erschrocken innehielt, da ein zürnender Blick ihres Mannes sie traf. Doch beruhigend sprach der Greis: „Erschrick nicht, Gutta, ob dem, was du verraten! Mich deucht, daß der edle Ritter hier nicht begehren wird, einer flüchtigen Frau und einem Kinde Übles zuzufügen.“

„Seid deshalb unbesorgt, gute Leute!“ sprach der Graf; „könnte ich der Flüchtigen Hilfe leisten, so würde meine Ritter- und Christenpflicht dies mir gebieten. Doch, wie ward's möglich, daß sie aus der brennenden Burg sich gerettet hat?“

Durch des Grafen Versicherung beruhigt, erzählte nun die Müllerin: „Es war Abend geworden, edler Herr, und wir waren in tiefer Betrübniß hier versammelt. Mein Mann, der auf Kundschaft ausgegangen war, hatte uns die Nachricht zurückgebracht, daß die Burg allen Ernstes berannt werde und es nicht mehr möglich sei, Hilfe dorthin zu bringen außer auf Schwingen, wie die heiligen Engel im Himmel sie haben. Wir beteten allesamt für den Ritter und die Edelfrau und alles Jngesinde der Burg. Drauf legten wir uns zur Ruhe, denn was half unser Klagen? Noch aber hatten wir keinen Schlaf finden können, da schlug der Hund an; zugleich hörten wir an der Thüre pochen, und mein Mann warf den Mantel um sich, zündete eine Kiensackel an und eilte hinab, das Haus aufzuriegeln. Wen traf er hilfesuchend? Frau Irmgard war's mit ihrem

Kinde in den Armen, schauernd und zugend. Geraume Zeit stund es an, bis sie nur zu berichten vermochte. Da vernahmen wir denn, als die Burg zum letztenmal zur Übergabe aufgefordert ward und der Ritter dieselbe verweigerte, habe er das kleine Pfortlein öffnen und Frauen und Kinder sich retten heißen. Frau Irmgard hätte sicher Not und Tod mit ihrem Eheherrn teilen und seinem Gebote widerstehen mögen, hätte nicht das Söhnlein in ihren Armen gelegen. Das junge Herrlein zu retten, gehorchte sie, verließ die Burg mit den Frauen der Dienstmannen in eilender Hast und flüchtete, während jene nach dem Dorfe zogen, alter Freundschaft eingedenk, hierher.

Atemlos, denn sie hatte mit Hast berichtet, hielt die Frau inne. Statt ihrer fuhr der Mann fort: „Wir beherbergten die Edelfrau und verbargen sie, so gut wir vermochten. Des Morgens aber in der Frühe holte ich Kundschaft von Schwarzeck. Ich traf die Burg in Flammen. Vom Ritter habe ich nichts ausspüren können; er wird leider wohl im Burgbrand umgekommen sein. Am andern Tag füllte sich unser Haus mit jammernden Obdachlosen aus dem abgebrannten Dorfe. Da ließ sich die Ritterfrau nimmer zurückhalten, sie wollte flüchten nach dem Fränkischen, wo ihr noch Verwandte und Gefreunde hausen. Ich habe ihr eine Tagereise weit Geleite gegeben.“

„Die holde Frau,“ ergänzte die Müllerin, „hat's nicht glauben mögen, daß ihr Eheherr sollte umgekommen sein. Sie vermeinte noch immer, er müsse sich dennoch

gerettet haben, und sie wolle nach ihm suchen in allen deutschen Landen und woll: den Kaiser anflehen, daß er die Aht von seinem Haupte nehme."

Teilnehmend fragte Zollern: „Sollte die Edelfrau nicht recht gehabt haben? Kann der Ritter von Schwarz-eeß nicht noch entflohen sein?“

Doch der junge Müller sprach traurig: „Wollt's gerne glauben, edler Herr, doch es dünkt mich nicht möglich. War doch die Burg rings umstellt, und sich gefangen zu geben, dazu war der edle Kinnerich von Schwarz-eeß zu trohig. Es war auch zu spät für ihn, als der Brand sich entfachte. Wir halten ihn für tot, so leid er uns thut.“

Die Müllersfrau entfernte sich jetzt, um das beste Bett des Hauses für den Grafen, ein zweites für den Knappen mit frischem Linnen zu beziehen. Der Reitknecht erhielt ein Bund Stroh im Stall als Lager; die Müllersleute selbst aber schliefen die Nacht über im Henstadel.

In der Morgenfrühe brach der Graf mit Rossen und Reitern wieder auf, nachdem er dem jungen Ehepaar herzlichen Dank abgestattet hatte, da sie sich weigerten, Bezahlung für ihre Gastfreundschaft anzunehmen.

Bei Heinrich dem Löwen.

Das Herzogtum Sachsen umfaßte zu jener Zeit fast den ganzen Norden des deutschen Reiches, Thüringen, Brandenburg, Braunschweig, Pommern, Slavien und

Westfalen, erstreckte sich im Norden bis über Holstein, im Westen bis zu den Bistümern Köln und Mainz, im Osten bis zu der Markgrafschaft Lausitz, und war nur unterbrochen durch verschiedene kleine geistliche Fürstentümer, Bischofs- und Erzbischofsitze, die ihr weltliches Besitztum unmittelbar vom Kaiser zu Lehen trugen und dem Herzog gegenüber unabhängig waren.

Sie alle, wie seine sonstigen Grenznachbarn, hatte Heinrich vielfach geschädigt, ihre Grenzen geschmälert und widerrechtlich Besitz um Besitz an sich genommen. Darum hatten Bischöfe, Mark- und Landgrafen gemeinsam auf dem Reichstag Klage gegen Heinrich vorgebracht, die zuletzt seine Acht nach sich zog.

Das Herzogtum Sachsen war vom Kaiser an den Grafen Bernhard von Anhalt verliehen worden, einen dem Reich und dem Kaiser treu ergebenden Fürsten. Die von Heinrich widerrechtlich an sich gerissenen Landstriche gab der Kaiser den Bischöfen und Markgrafen zurück. Als aber der neue Herzog Besitz nehmen wollte vom Lande, verwehrte ihm Heinrich Burg für Burg und Stadt für Stadt, und der Krieg verwüstete vom Sommer des Jahres 1180 bis zum folgenden Frühjahr Landstrich um Landstrich. Darum erschaute Graf Zollern, als er die sächsische Grenze überschritten hatte, zahllose eingäscherte Dörfer, gebrochene Burgen und zerstörte Städte. Mehrmals kam's vor, daß er abends in Ruinen übernachteten mußte, weshalb er sich, so oft er wieder durch einen unverheerten Landstrich

lam, mit Wein, Brot und Fleisch für den kommenden Tag versah.

Nach mühseligem Ritt von mehr als Monatsfrist erreichte er Braunschweig, wohin Heinrich sich zurückgezogen hatte, seine erschöpften Truppen zu ergänzen und neue zu sammeln. Inzwischen war es wonniger Frühling geworden, doch Graf Zollern war's ernst, ja traurig zu Mute. Jetzt erst verstand er so recht die Worte, die der Kaiser aus tiefster Seele zu ihm gesprochen hatte.

Zu Braunschweig angekommen, brachte er die erste Nacht in einer Herberge zu und fand sich morgens in der Herzogsburg ein. Da der Herzog eben Truppenschau hielt, ward's später Nachmittag, bis er vorgelassen wurde.

In des Herzogs Mienen kämpfte finsterner Unmut mit fürstlich huldvollem Entgegenkommen dem Eintretenden gegenüber, der ihm ehrfurchtsvollen Gruß bot.

Heinrich's Anblick verriet nicht, daß er zehn Jahre jünger war als Kaiser Friedrich der Rothbart. Die Stürme seines Lebens hatten ihn bei seiner heftigen Gemüthsart rascher verzehrt als den Kaiser, der noch schwerere Kämpfe und Sorgen bestand. Mit Grau untermischt war das schwarze Haar, das wie die dunkeln Augen bei den Welfen ebenso vom Vater zum Sohn vererbt wurde, wie bei den Hohenstaufen das lichte Goldhaar und die sonnenhellen blauen Augen. Ein kraftvoll schöner Mann war Heinrich auch jetzt noch, da er den Höhepunkt des Lebens überschritten hatte. Die

hohe Gestalt von mächtiger Breite der Schultern und der Brust und das Feuer seines Blickes rechtfertigten den Namen des Löwen, den ihm die Zeitgenossen gegeben hatten.

„Graf Zollern,“ sprach er in einem Tone, der an den knurrenden Löwen erinnerte, „kommt Ihr im Auftrage Eurer Sippen in Schwaben — oder als meines Feindes Bote?“

Zollern antwortete mit fester Stimme: „Nicht die Weinen haben mich gesandt, noch einer Eurer Feinde, sondern Euer und unser Herr, der Kaiser.“ Mit diesen Worten überreichte er dem geächteten Herzog den Brief des Kaisers.

Mit widerstrebender Hand nahm Heinrich den Brief in Empfang. Sich rasch umwendend trat er damit zum Fenster, eröffnete ihn und vertiefte sich in die darin enthaltenen Zeilen. Zollern hörte ihn tief atmen und sah, obwohl er das Antlitz abgekehrt hielt, daß ein Kampf in dem gewaltigen Manne arbeite. Plötzlich wandte Heinrich sich um, sein Gesicht war aschfahl, nur die Augen glühten; seine Stimme klang heiser, als er sprach: „Es ist zu spät, ich kann nicht mehr zurück, und der Kaiser kann die Acht nicht mehr aufheben, mir die beiden Herzogtümer nicht wieder zusprechen, die er an andere verliehen hat.“

Zollern antwortete mit Nachdruck: „Wenn der Kaiser dies auch nicht vermag, so ist doch der Kampf vergeblich, den Ihr wider ihn führet. Möget Ihr be-

denken, Fürst Heinrich, daß, so Ihr deutsche Lande verheeret, Ihr als Reichsfeind geltet und auch der Erbgüter Eures Hauses, Braunschweigs und Lüneburgs, verlustig gehet, deren Euch der Kaiser nicht beraubt sehen möchte."

"Herr des halben Reiches war ich —" rief Heinrich aus, "und sollte mich nun mit Braunschweig und Lüneburg begnügen?"

"Harret der Zukunft! Heinrich der Stolze, Euer Vater, starb als Flüchtling und geächtet, doch sein Sohn ward zum mächtigsten Fürsten des Reiches erhoben. Auch Euer Hans kann wieder emporsteigen, Eure Nachkommen, ja Ihr selbst, so Ihr den Kaiser durch Unterwerfung versöhnet. Bedenket, Fürst Heinrich, daß er der einzige Freund ist, den Ihr im Reichstage habt!"

"Friedrich der Rotbart mein Freund?" stieß der Löwe mit bitterem Lachen hervor.

"Zweifelt nicht!" bestätigte Zollern; "der Kaiser kann alter Lieb und Treu, Eurer Jugendjahre und der Bande des Blutes nicht vergessen."

Heinrich fühlte den Vorwurf, der in diesen Worten für ihn lag. Mit dumpfer Stimme sprach er: "Zu viel liegt zwischen einst und jetzt. Ob Friedrich Haß oder Liebe hegen mag, das Vertrauen ist begraben zwischen uns beiden. — Ich will nicht auf des Kaisers ungewisse Großmut meine Zukunft stellen, so lange ich noch ein Schwert führen kann, so lange noch eine wehrhafte Schaar unter mir steht."

„Laßt dies nicht Euer letztes Wort sein, edler Fürst!“ mahnte Zollern; „bedenket, daß der Kaiser einen Reichstag gen Nürnberg bestellt, um dort des Reiches Banner zu entfalten und mit der gesammelten Wehrmacht des Reiches wider Euch zu ziehen!“

„Er möge heranrücken!“ sprach Heinrich mit finsterner Entschlossenheit. „Nur Schritt für Schritt werde ich ihm weichen, sollte auch Stadt um Stadt gebrochen werden und das Land hinter mir in Flammen aufgehen, dann —“ er hielt inne.

„Dann?“ wiederholte Zollern ernst fragend.

„Dann wird sich Bernhard um so weniger seines Herzogtums zu freuen haben —“ ergänzte der Herzog trozig.

Eine schwüle Stille trat nach seinen Worten im Gemache ein. Erst nach geraumer Weile nahm Zollern das Wort: „Es liegt mir ob, Eure Botschaft dem Kaiser zu überbringen. — Ich befehle Euch in Gottes Hand, Fürst Heinrich!“

„Nicht doch, Graf Zollern,“ sprach Heinrich jetzt freundlicher, als bisher; „Ihr dürft mich so rasch nicht verlassen. Mein Span mit dem Kaiser soll nicht zwischen uns beide treten, die wir einst befreundet und versippt waren. Ihr müßt mein Gast beim Bankette sein, müßt Euch auch zur Herzogin Mathildis führen lassen, die Eures Oheims, Graf Bertholds, gar wohl noch gedenkt.“

Doch Heinrichs herzliche Weise verfehlte des Eindrucks auf den Grafen, der ernst erwiderte: „Wollet

entschuldigen, Fürst Heinrich, daß ich Eure Einladung mit gebührendem Danke ablehne! Es ziemte dem Botschafter des Kaisers schlecht, daß er am Tische seines Feindes sich leze."

Zornesröthe stieg in Heinrichs Gesicht auf, doch er hielt an sich und erwiderte mehr höhniſchen, als grollenden Tones: „Noch bin ich Herzog, obschon Ihr mir solche Anrede verweigert habt. Gehabt Euch wohl, Graf Friedrich von Zollern! Glücklichen Heimritt!" — Ernst schritt der Graf hinweg, doch kaum hatte er die Wendeltreppe betreten, als er ein Frauengewand hinter sich rauschen hörte und eine sanfte Stimme ihm zuflüsterte: „Die Herzogin Mathildis läßt Euch zu sich entbieten."

Überrascht blickte Zollern sich um. Es lag ein Besuch bei der Gemahlin des geächteten Herzogs jetzt nicht in seinem Willen. Doch, als ob an Weigerung nicht gedacht werden könnte, fuhr die Botin der Herzogin fort: „Wollt mir folgen, Herr Graf! ich soll Euch führen."

Nach Ritterpflicht durfte Zollern sich nicht weigern, dem Rufe einer Frau, einer Fürstin, zumal einer unglücklichen, zu folgen. Die Gürtelmadg führte ihn eine Treppe aufwärts zu den stillen Gemächern der Herzogin. Der Graf schritt durch ein Vorgemach, in dem die Gürtelmadg zurückblieb, in ein kleines, auch am Abend noch sonnerhelltes Gelaß, mit himmelblauen Teppichen und Polstern ausgestattet und mit zwei Erfern ver-

sehen, in deren hellen Fenstern Rosen und Veilchen blühten.

Aus einem dieser Erker erhob sich eine edle Frauengestalt in weißem Gewande, einen golddurchwirkten Schleier über den lichtblonden Haaren des schönen, obwohl nicht mehr jugendlichen Hauptes tragend. Sie bot dem Grafen zum Gruße die Hand, die er ehrerbietig mit den Lippen berührte. Er wußte, daß er vor Mathildis stand, der englischen Königstochter und Gemahlin Heinrichs des Löwen. „Habt Dank, daß Ihr meinem Rufe Folge geleistet!“ sprach sie mit milder Stimme, indem sie sich wieder in den zierlich geschnitten, mit Elfenbein ausgelegten Lehnsessel niederließ und den Grafen mit einem Winkte bedeutete, ihr gegenüber auf einem bereitstehenden Stuhle Platz zu nehmen.

„Mir ward angesagt,“ begann sie, „daß Ihr, ein Graf Zollern aus Schwaben, gekommen seid, meinen fürstlichen Gemahl zu sprechen. — Ich vermute, daß Ihr ihm geheime Botschaft vom Kaiser brachtet.“

Der Graf neigte sich ehrerbietig, indem er antwortete: „Dem ist so, hohe Fürstin. Ich habe Botschaft des Kaisers überbracht.“

„Und sie ist vergebens gewesen?“ fuhr Mathildis fort, indem Röthe und Blässe in dem zarten Antlitz wechselten; „ich lese es im düstern Ernste Eurer Miene. Ich frage Euch nicht, was die Botschaft enthielt, noch was mein herzoglicher Herr geantwortet hat. Ich errote beides. Ich weiß, daß der Kaiser Unterwerfung

heißt, und daß Heinrichs Löwenmut sie verweigern wird bis zum äußersten Kampfe.“

„Dem ist so, hohe Fürstin,“ sprach Zollern ernst; „und über hoffnungslosem Kampfe werden fortan deutsche Lande verwüstet und Städte niedergebrannt. Das beschwert dem Kaiser das Herz.“

Mathildis fühlte die verhüllte Anklage in Zollerns Worten. Sie richtete die schlanke Gestalt empor und sprach mit Würde: „Meine Sache ist es nicht, zu entscheiden, ob Recht, ob Unrecht auf der Seite meines Gemahles ist. Meine Pflicht aber heißt, daß ich treu zu ihm halte in Not und Tod, auf der Flucht und in der Verbannung.“ Ihre milden blauen Augen leuchteten bei diesen Worten hell auf, ihre blassen Wangen hatten sich geröthet.

Der Graf empfand, daß ihm nicht zieme, über Heinrichs Troß bei seiner Gemahlin zu klagen. Um so weniger verstand er, zu welchem Zweck die Herzogin solche Unterredung mit dem Botschafter des Kaisers begehrt habe. Doch Mathildis erriet, was in dem Grafen vorging. Mit wehmüthigem Lächeln sprach sie: „Ich bin Heinrichs des Löwen Gemahlin — ich bin auch seiner Söhne Mutter“ — und auf ein bei diesen Worten gegebenes Zeichen erschien die Gürtelmagd. „Hermingild,“ sprach die Fürstin, „bringe meine Kinder herzu!“

Die Dienerin entfernte sich und kehrte kurz hernach mit zwei blühenden Knaben von acht und sechs Jahren zurück; der jüngere war schwarzlockig wie der

Vater, der ältere blond wie die Mutter. Sie stürzten hastig auf die Mutter zu, den ritterlich gekleideten fremden Mann mit scheuen Blicken betrachtend.

Mit einem Lächeln, worin Mutterglück und Mutter-
sorge sich einten, redete die Fürstin den Knaben zu:
„Heinrich und Otto, begrüßt den Ritter! Er ist ein hoher
Graf in Schwaben.“

Der blondlockige ältere gehorchte, trat auf den
Grafen zu und reichte ihm mit halb scheuem, halb neu-
gierigem Blicke die Hand. Trotzig aber stemmte der
schwarzäugige Otto die kleinen Fäuste in die Seite und
rief: „Ist er aus Schwaben, so gehört er zum Kaiser,
und der ist meines Vaters Feind. Ich grüße ihn nicht.“
Und rasch entsprang er aus dem Erker. Auch der ältere
Knabe entzog jetzt dem Grafen seine kleine Hand und
eilte dem Bruder nach. Die fürstliche Mutter winkte
der unschlüssig harrenden Hermingild zu, daß sie die
beiden Knaben gewähren lasse und ihnen nachfolgen
möge. Dann wandte sie sich wieder an Zöllern.

Ihrem mütterlichen, fragenden Blick antwortend,
sprach dieser: „Gott hat Euch mit hoffnungsvollen
Söhnen gesegnet, wert des Löwenmütigen Vaters und
der sonnenmilden Mutter.“

Ein flüchtiges Lächeln schwebte um Mathildis' feine
Lippen, doch es schwand schnell, und sie fuhr fort:
„Mein Mutterglück ist auch mein höchster Schmerz.
Ihr habt gesagt, daß Heinrichs Kampf vergebens sei
— das fürchte ich selbst. Obschon ich freudig mit Heinrich

Acht und Verbannung teile, bangt mir um meiner Söhne Zukunft. Um ihretwillen richte ich die Frage an Euch: Wie ist Kaiser Friedrich gesinnt? Zürnt er unversöhnlich? Wird er an den Kindern einst rächen, daß der Vater sich seiner Weltherrschaft widersetzt hat?"

Leuchtenden Blickes antwortete Zöllern, die Rechte wie zur Betauerung erhebend: „Hohe Fürstin, des Kaisers Worte an mich lauteten: „Sage Heinrich, daß ich sein treuester Freund bin — sein einziger!“ Ob auch Euer fürstlicher Gemahl des Kaisers Freundschaft noch mißtraut, gebet Eure Söhne ohne Harm in des Kaisers Hand! Nicht ihres Vaters Schuld, nein, des Kaisers Schuld werden sie zu erben haben.“ Nach diesen feierlich gesprochenen Worten erhob er sich, um Abschied zu nehmen. „Dank sei Euch!“ sprach Mathildis, während ihre Augen hell unter Thränen leuchteten.. „Ihr habt mir schwere Sorge vom Herzen genommen. Nun ich meine Kinder unversolgt weiß, folge ich freudig meinem Gemahl bis in den äußersten Kampf.“

Noch einmal reichte sie dem Grafen die Hand. Darauf eilte Zöllern hinweg. Der gerechte Born, den er gegen Heinrichs stolze Hartnäckigkeit empfand, war der warmen Teilnahme für die so tief gestürzte Herzogsfamilie gewichen. Er kehrte in die Herberge zurück, um früh morgens Braunschweig zu verlassen.

In Eile, soweit es Rosse und Reiter vermochten, führte der Graf den Heimritt aus. Er hatte dem Kaiser keine günstige Nachricht zu bringen und wollte darum

Nürnberg vor Beginn des Reichstages erreichen. Eine Nacht durch herbergte er in einem sächsischen Dorfe, den anderen Tag in einem Kloster, das Gastfreundschaft gegen alle Wanderer übte. Bald aber kam er wieder durch Strecken vom Krieg verödeten Landes, wo in einer zerfallenen Burg oder in einem eingäscherten Dorf Nachtlager aufgeschlagen wurde, und wo der Graf seine mitgebrachten Vorräte mit hungernden Obdachlosen teilte, die unter den Trümmern ihrer Wohnstätten ihr Leben kärglich mit Wurzeln, Eicheln und Schwämmen und etwa noch der Milch weniger geretteter Tiere der Herde fristeten. Tags über belagerten Scharen von bettelnden Kindern und Alten den Weg, bei deren Anblick dem heldenstarken Grafen das Herz beschwert ward.

Die goldene Aue war dieser Landstrich zwischen Thüringen und Franken genannt, weil hier in unabsehbarer Weite Getreidfelder sich ausdehnten, die mit der reichsten Fruchtbarkeit gesegnet waren. Jetzt war das Land von den Mannen des Löwen Heinrich verheert; die vollen Stadel waren niedergebrannt, und die Armen hatten Mühe, das Saatkorn zu erlangen und die Felder zu bestellen, deren neu sprossende Frucht künftiger Not ein Ende machen konnte. Der Graf teilte mit vollen Händen Vorräte und bare Münze aus, und die abgemagerten Hände emporhebend, wünschten die Beschenkten ihm Gottes Lohn.

Endlich, als das Gebiet der goldenen Aue überschritten war, kamen wieder friedliche fränkische Gauen,

zuletzt führte der Weg durch waldiges Gebiet. Immer eiliger strebte der Graf vorwärts zu gelangen, je näher er Nürnberg kam. Darum hielt er sich nicht streng auf der Heerstraße, sondern verschmähte nicht, näheren Weg einzuschlagen, wo er solchen erkundet hatte; er nahm auch die Tagesstrecken länger, soweit die Kasse nur auszubauern vermochten.

An heißem Mittage — der Frühling war jetzt vorgeschritten — machte er Halt bei einem geräumigen Bauernhose, der einsam zwischen Wald und Bergen gelegen war. Gastfrei wurde er empfangen. Den Rossen schüttete der Hauswirt goldförmigen Hafer vor, nachdem der Knecht auf sein Geheiß zuvor frisches Heu aufgesteckt hatte. Den Männern trug die freundliche Bäuerin kühle Milch und schäumenden Met auf dem Tisch in der lustigen Laube auf und brachte frisches Brot und rasch bereiteten Eierkuchen herzu. Während des Mahles fragte der Graf den Bauern, der sich nebenangesezt hatte, nach dem Wege, der in kürzester Frist gen Nürnberg führe.

„Ihr seid von der Heerstraße abgekommen,“ versetzte der Bauer bedächtig. „Ihr müßt zurückkehren um etliche Stunden Weges, oder aber durch des Kaisers Bannwald reiten, darin Wölfe hausen.“

„Sage uns den Weg, wir reiten hindurch!“ gab der Graf kurz zurück.

Der Bauer schüttelte den Kopf und versetzte: „Es ist kein klein Ding, dessen Ihr Euch unterfangen wollt.“

Die Heerstraße geht, wie ich Euch sagte, nur einen halben Tagesritt weit jenseits des Waldes vorüber. Der Weg durch den Bannwald aber ist selten befahren, meist nur von Frachtwagen, die den Honigzins von den Zeidlern abholen.“

„Einen halben Tagesritt darf ich nicht verlieren,“ sprach Graf Zollern; „weise mir den Weg, und ich sage dir Dank!“

„Nach Eurem Willen“ — versetzte der Bauer, indem er sich von der Holzbank erhob; „ich habe Euch gewarnt. Der Wege sind viele und mannigfaltige. Stets den betretensten Weg müßt Ihr reiten und, wo Ihr zweifelt, Euch zur Rechten halten, wollt Ihr nach Nürnberg gelangen. Dann mögt Ihr bis zum Einbruch der Nacht das Ende des Waldes erreichen.“

Indessen hatten Knecht und Knappe die Kofse eingeschirrt. Der Graf drückte dem Bauern, der anderen Dank ablehnte, die harte Hand und ritt mit seinem Gefolge vorwärts in den tiefen Wald. Heiß war der Tag und schwül die Luft, köstlich der Schatten des Waldes und der Duft der Tannen. Der Graf und sein Gefolge ritten frisch voran, sich des Frühlings freuend und des Friedens im Walde. Nur das Summen emsiger Bienen war hörbar, sonst störte kein Laut die tiefe Stille. Manche Wege kreuzten sich, doch der Graf hielt stets den Pfad zur Rechten inne und fürchtete nicht zu irren. Endlich aber sank die Sonne hinab und ihre letzten goldenen Strahlen erloschen im

grünen Dämmerlicht des tiefen Waldes. Eine Weile herrschte noch nächtliche Sommerhelle, dann aber sank tiefes Dunkel herab, und die Reiter mußten den Rossen überlassen, den Pfad zu finden.

„Wir sind irre geritten, gestrenger Graf,“ begann der Knappe, als endlich die Kasse schnaubend stillstanden.

„Wir reiten vorwärts, so weit der Pfad uns führt,“ erwiderte der Graf.

Die Kasse trabten weiter, vom straff gezogenen Zügel angetrieben. Im Walde aber regte sich's, seit das Tageslicht verschwunden war, unheimlich. Markerschütternd ertönte der wilde Schrei streitender Hirsche, es heulten die Wölfe, grunzend brach ein Rudel wilder Eber und Sauen durch das Dickicht und rannte dicht an den erschreckten, angstzitternden Rossen vorüber. Sie waren genötigt, Halt zu machen bis zum Erwachen des Tages. Mit der ersten Tageshelle brachen sie wieder auf. Im Walde herrschte nun friedvolle Stille; der nächtliche Lärm des Wildes war verstummt wie ein unheimlicher Spuk. Nur Summen der Bienen füllte die Luft und schwirrte immer stärker, je höher die Sonne stieg. Endlich ward's Mittag. Die Kasse hingen ermüdet die Köpfe, dem Walde aber war kein Ende abzusehen.

„Das ist wahrhaft ein verwunschener Wald! Mich deucht, wir ritten im Kreise umher und kommen nicht vom Orte!“ rief der Reitknecht aus.

Der Graf antwortete nicht; schon zuvor hatte er

dieselben Gedanken gehegt. „Der Kaiser erwartet meine Botschaft zu Nürnberg,“ seufzte er, „und ich muß hier umherirren im verwünschten Forst!“

Plötzlich drang Hundegebell zu ihrem Ohre und ein kräftiger Mannesruf: „Falko, zurück!“

Ein starker Mann, einsam im Wege stehend, war's, der den Ruf ausgestoßen hatte. Er stand still, als er die Ritter herankommen sah, und sprach bei sich: „Soll ich abermals flüchten? — Nein! Sind die Verfolger auf meiner Spur, so finden sie mich auch im Zeidlerhaufe auf. Ehe ich mich rastlos durch die deutschen Lande hegen lasse, gebe ich mich lieber freiwillig gefangen.“

Schon kamen die Reiter näher. Graf Zollern als der vorderste sprengte auf den Mann zu und faßte ihn verwundert ins Auge. Derselbe trug über dem ritterlichen Untergewand statt der Rüstung einen bäuerischen Lodenkittel, den ihm die Zeidlersfrau zurechtgeschnitten und genäht hatte, da er außer dem Waffenrock, der nur zur Rüstung paßte, kein Gewand mitgebracht hatte.

Der Graf sah das feine Untergewand aus dem Lodenkittel hervorblicken und wußte sofort, daß ein Flüchtling vor ihm stand, noch ehe er auf die ritterliche Haltung des Fremden, das fein geschnittene Gesicht und das auf die Schulter wallende Lockenhaar, wie es kein Bauer trug, aufmerksam geworden war. Doch rasch bezwang er seine Überraschung und redete ruhig, als wüßte er sich eben nur einem Bauern gegenüber, den Mann an, indem er ihm mittheilte, daß er mit seinem

Gefolge verirrt sei und nun den Weg nach Nürnberg finden möchte.

„Ich kann ihn Euch weisen; ich kenne den Wald,“ versetzte der Flüchtling und schritt sofort dem kleinen Reitertrupp voran. Lange dauerte es, ohne daß ein Gespräch sich zwischen ihnen entspann. Auf mehrmals gestellte Fragen des Grafen antwortete der seltsame Führer kurz und ausweichend. Erst als der Graf vom Reichstage zu sprechen begann, brachte er mit gepreßter Stimme die Frage hervor: „Muß Herzog Heinrich sicher unterliegen, und zürnt ihm der Kaiser unversöhnlich?“

„Daß Herzog Heinrich unterliegen wird, ist sicher,“ antwortete der Graf; „doch der Kaiser hat den Herzog geliebt und liebt ihn noch heute; er ist bereit, Verzeihung zu spenden, ihm und allen, die zu ihm hielten.“ Bei diesen Worten entging dem Grafen nicht, wie das bleiche Gesicht des Mannes sich rötete und ihm ein Ausruf auf den Lippen schwebte, den er jedoch rasch wieder zurückdrängte.

Der Wald begann sich zu lichten, der Weg ward betretener, doch es neigte sich auch der Tag. Der Führer sprach nun zum Grafen: „Ihr könnt nicht mehr irren, dieser Pfad führt Euch zu des Waldes Ende. Dort in der Ferne seht Ihr Nürnberg vor Euren Augen auftauchen.“

„Habe Dank!“ antwortete der Graf mit ausdrucksvollem Blicke; „wisse auch, daß du dem Kaiser werten Dienst geleistet hast, da du mir Führer wardst aus der

Waldwildnis! Darum biete ich dir jetzt nicht andern Lohn, du magst dir ihn heischen beim Kaiser."

Grüßend ritt er darauf mit Knecht und Knappen weiter. Schweigend folgte ihnen der flüchtige Mann mit seinen Blicken. Endlich mahnte ihn der treue Hund an die Heimkehr; er raffte sich auf und kehrte in den tiefen Wald zurück.

Graf Zollern erreichte mit sinkender Sonne die Stadt Nürnberg und ward an demselben Abend noch vom Kaiser in der Burg empfangen, in der dieser Wohnung nahm, so oft er gen Nürnberg kam. Sonst wohnten und geboten in ihr die Burggrafen an des Kaisers Statt.

Mit sichtlichem Schmerz nahm Kaiser Rothbart die Nachricht von Heinrichs Troß und von der Verheerung der sächsischen Lande entgegen. Die Augen mit der Hand bedeckend, saß er eine Weile stillschweigend, dann rief er, wieder aufblickend: „Da Heinrich nicht anders will, soll rascher Krieg heilen, was lange Geduld verschuldet hat! Das Reich muß Frieden haben.“ Er erhob sich bei diesen Worten. Indem sein ernstes Antlitz sich erhellte, fuhr er fort: „Dir, Zollern, schulde ich den Dank für deinen mühevollen Ritt. Ich will ihn ehestens zahlen.“

Der Graf zog sich ehrerbietig zurück. Noch hatte er die Thüre nicht hinter sich geschlossen, als ihn der Kaiser noch einmal zurückwinkte und lächelnd sprach: „Die Kaiserin Beatrice wird besondern Bericht wünschen über dein Zusammentreffen mit der Herzogin Mathildis und

ihren Kindern. Sie erfährt ihn frischer aus deinem Munde, und mir ersparst du Mühe. Laß dich zu Beatrice führen!"

Der Kaiser winkte bei diesen Worten einen der Edelknaben herzu, die zu dreien wartend im Vorgemach standen. Ehe der Graf sich recht besann, hatte ihn der junge Bote zum Gemach der Kaiserin geführt, dort gemeldet und ihm die Weisung der Kaiserin zurückgebracht, daß er eintreten möge.

Guade, hoher Herr, für meinen Gemahl!

Die Kaiserin Beatrice hatte sonnige, hochgelegene Gemächer in der Burg inne. Die hohe Frau war an Wechsel der Wohnung gewöhnt, denn sie folgte dem kaiserlichen Gemahl durch welsches und deutsches Land, ihm in jeder Hofburg ein Heim schaffend. Sie war eine hochgebildete Frau, des Lateins und des Griechischen kundig, ebenso wie der neuen Sprachen, des Provenzalischen, aus dem sich später das Französische entwickelte, und des Italienischen. Sie wußte zugleich die Saiten der Laute zu rühren und verstand mit kunstreicher Nadel Gebilde auf Seide und Samt zu schaffen. Hoheit und holdselige Anmut umflossen ihre Erscheinung, die, obwohl Beatrice schon Mutter von fünf Söhnen und zwei Töchtern geworden, noch seltene Schönheit bewahrt hatte.

Jetzt saß sie frohen Sinnes mit der Burggräfin zusammen, die ihre Gunst seit Jahren besaß, ließ sich Bericht erstatten über Land und Leute von Nürnberg und weidete dabei das Auge an der lieblichen Gestalt der jungen Gräfin Sophia, die auf niedrigerem Stuhle zu der Kaiserin Füßen saß. Indem sie sprachen, kam ein Edelknabe, der Kaiserin den Grafen Friedrich von Zollern zu melden, den der Kaiser schicke, ihr besondere Mitteilung zu geben. „Wie freundlich ist dies von meinem Herrn und Gemahl!“ rief die Kaiserin aus. „Nicht leugne ich, daß ich Neugier fühle, zu hören, was Zollern aus Sachsen zu berichten hat.“

Die Burggräfin wollte sich mit ihrer Tochter zurückziehen, doch Beatrice wehrte ihr freundlich ab. „Ihr mögt Zollerns Bericht sicher gern mit anhören,“ sprach sie; „sollte der Graf geheime Botschaft für mich haben, so werde ich euch einen Wink geben, daß ihr mich verlasset.“

Eben trat der Graf ein und ward von der Kaiserin huldreich empfangen und eingeladen, ihr gegenüber einen Stuhl einzunehmen, da sie in Ruhe Bericht empfangen wollte. Die Augen der hohen Frau feuchteten sich, als er von der Herzogin Mathildis berichtete. Schmerz und Unwille aber bewegten sie, als er die Verwüstung des Landes schilderte und von den Scharen obdachloser Menschen sprach.

Auch die Burggräfin und ihre Tochter lauschten mit sichtlichher Theilnahme diesen Berichten. „Wer den

Armen doch Hilfe schaffen könnte!" seufzte Sophia leise. Die Kaiserin vernahm die geflüsterten Worte und sandte ihr einen Blick des Beifalls zu, indem sie hinzufügte: „Wenn wir demnächst dem Kaiser gen Sachsen folgen, will ich mein Augenmerk auf die Unglücklichen richten und Hilfe leisten, soweit es möglich ist.“

Sophias Blicke leuchteten hell auf, und sie neigte ihre Lippen auf die Hand der Kaiserin nieder. Diese strich ihr lieblosend über die weichen, sonnig-goldenen Haare, indem sie der Burggräfin zuflüsterte: „Deine holde Tochter hat mir das Herz ganz gewonnen, sie ist sanft und mild, und heiter dabei wie ein Sonnenstrahl.“

„Dennoch wäre meinem Eheherrn ein Sohn erwünschter gewesen, denn das Leben erlischt mit ihm,“ versetzte ebenso leise die Burggräfin.

„Dagegen wollen wir sein,“ gab die Kaiserin lächelnd zurück. „Laß den Kaiser sorgen und mich! Die Burggraffschaft Nürnberg darf nicht in fremde, unwerte Hände kommen.“ Darauf wandte sie sich wieder dem Grafen zu, weiteres zu hören begierig.

Da die Kaiserin nach eingehenden Einzelheiten verlangte, erzählte Zöllern unter anderem auch von jener Nacht, die er in der Mühle auf bayerischem Grunde verbracht hatte, von der gebrochenen Burg, und was die Müllersfamilie über diese berichtet hatte. Mit einem Male sprang die junge Gräfin vom Stuhle auf und rief: „Saget Ihr Schwarzeck, Herr Graf? War nicht das der Name?“

„Schwarzack lautet er,“ bestätigte der Graf verwundert.

„Sie ist's also!“ rief die junge Gräfin, die Hände faltend; „sie ist gerettet mit ihrem Söhnlein!“

Fragend schaute Beatrice auf die Burgfrau, die nun der Kaiserin zur Erklärung die nächtliche Rettungsthat ihrer Tochter erzählte und beifügte: „Die Flüchtige weilt noch bei uns und teilt die Armennaten meiner Tochter, die an dem Kinde ein liebes Gespiel fand. Irmengard von Schwarzack nennt sich die Frau, und daß sie von adeliger Geburt ist, zeigen Sitten und Gestalt. Es mag kein Zweifel sein, daß es die unglückliche Burgfrau ist. Hierher war sie geflüchtet, um den Kaiser anzuflehen, daß er die Acht vom Haupte ihres Mannes löse. — Wo aber mag der Ritter jetzt flüchtig weilen, wenn er noch unter den Lebenden ist?“

„Ja, wo mag er weilen?“ rief die Kaiserin tief erregt aus; „Frau und Kind sind gerettet; sollte der Ritter in der Burg angekommen sein?“

In Zöllerns Blick blitzte es hell auf. Er erinnerte sich des ritterlichen Mannes im Zeidlerwald. Sollte er der Geächtete sein? Er sprach seine Vermutung nicht aus, er wollte nicht vergebliche Hoffnungen wecken. Gelassen aber sagte er: „Hohe Kaiserin, mannigfaltig bin ich Flüchtlingen begegnet auf meinem Ritt. Möglich wär's, daß der Ritter Schwarzack unter diesen war. Dürfte ich die flüchtige Rittersfrau befragen um ihres Gemahls Gestalt und Antlitz?“

Als die Kaiserin mit huldvollem Kopfnicken zugesagt hatte, eilte Sophia, das junge Antlitz verklärt von lieblichem Freudenschimmer, hinweg, ihren Schützling samt dem Kinde herbeizuholen. Bald kehrte sie zurück. Eine bleiche Frau von zarten Gesichtszügen und edlem Anstand folgte ihr; den muntern Knaben trug Sophia auf dem Arme und zeigte ihn mit freudigen Blicken der Kaiserin und dem Grafen.

Die Edelfrau hatte indessen ehrerbietig vor der Kaiserin, darauf höflich vor Zollern sich verneigt. Der Graf hub ernst an: „Werte Frau, mich dünkt, Euer Gemahl war kurz von Gestalt und untersezt?“

Fast unwillig rötete sich die bleiche Wange der Edelfrau als sie antwortete: „Mein Gemahl ist hoch und schlank von Gestalt.“

„Nun,“ fuhr Zollern unbeirrt fort, „ich mag mich getäuscht haben; aber sicher hat er rotes Haar und braunroten Bart; die Augen grau?“

„Nein,“ erwiderte die Rittersfrau; „Kunerich hatte braune Haare und braune Augen mit hellem Blick.“

„Sollte ich mich wieder getäuscht haben?“ lächelte Zollern; „doch nicht wahr, werthe Frau, das Gesicht Eures Mannes ist glatt wie das eines Jünglings, und weiß mit Sommersprossen?“

„So ist er's nicht!“ rief sie aus; „wißt, mein Herr hatte gebräuntes Gesicht, dazu über dem linken Auge eine Narbe, die er sich ehrenvoll errungen hat, da er mit Herzog Heinrich dem Löwen wider die Wenden zog!“

Abermals lächelte Zollern und tauschte einen Blick mit der Kaiserin, die ihn rasch verstand. „Grämt Euch dennoch nicht, werthe Frau!“ sprach er darauf, als Frau Srmengard sich anschickte, mit ihrem Kinde hinwegzugehen. „Ich kann mich versehen und dennoch Euern Gemahl getroffen haben.“

Als die Edelfrau, von Sophia begleitet, das Gemach verlassen hatte, wandte sich Zollern an die Kaiserin mit den Worten: „Es ist kein Zweifel, ich kann den Ritter zur Stelle schaffen, doch ich darf es erst thun, wenn der Kaiser zuvor die Nacht von seinem Haupte gelöst hat.“

„Dafür soll Nat sein!“ lächelte die Kaiserin. „Wißt, mein kaiserlicher Gemahl speist heute mit uns in kleinem Kreise in der Burggrafenstube! Dabei seid Ihr, Graf Zollern, dem Kaiser als Gast willkommen. Gemeinsam wollen wir nun meinem hohen Herrn mit Bitten zusehen, er wird, davon frei zu werden, gern den Ritter der Nacht entheben.“

Guldreich entließ die Kaiserin den Grafen, der sich nach ihrem Gebote abends am kaiserlichen Tische einfand. Nur die burggräfliche Familie war außer ihm noch zugegen, und das Tischgespräch bewegte sich meist um die Mittheilungen, die Zollern gemacht hatte, der, von Beatrice aufgefordert, manche dem Kaiser noch unbekannt Einzelheiten wiederholen mußte. Er verweilte besonders bei seinem Abenteuer im Zeidlerwalde, wo er Gefahr lief, auch die zweite Nacht obdachlos, vom Raubwild gefährdet und ohne Nahrung, da der letzte Vorrat auf-

gezehrt war, im Walde zubringen zu müssen. Darauf berichtete er von dem Zusammentreffen mit dem einsamen Manne im bauerischen Lodenkittel und mit dem ritterlichen Anstand, der die Verirrten aus dem Walde führte.

Aufmerksam hörte der Kaiser zu, während der Kaiserin Blick aufleuchtete. Sie ahnte den Zusammenhang und verstand den Grafen. „Ich habe dem Manne des Kaisers Dank zugesagt, denn er hat seinem Abgesandten unschätzbaren Dienst geleistet,“ schloß Zollern.

„Ich werde dein Wort lösen,“ sprach der Kaiser „es deucht mir, wie du ihn schilderst, er sei ein Geächter. Hat er nicht etwa schwere Blutschuld auf sich geladen, so soll ihm um deinetwillen Gnade werden!“

Nun berichtete Zollern von jener Nacht in der Mühle bei der zerstörten Burg Schwarzeck. „Ich entsinne mich des Namens,“ sprach der Kaiser; „Otto von Wittelsbach hat mir ihn unter den wenigen genannt, die sich weigerten, ihm die Huldigung zu leisten.“

„Schwer hat sich sein Troß an ihm gerächt,“ fügte die Kaiserin hinzu; „sein Besitztum ward zerstört, sein Weib und Kind irrten hilflos durch das Reich. — Wisset, mein Gemahl, daß ich Kunde von ihnen habe, denn hier weilt der gute Engel, der sie von dem Tode durch Kälte und Hunger gerettet hat.“ Die Kaiserin deutete auf die hocherrötende Sophia, und auf ihre Aufforderung mußte die Burggräfin dem Kaiser die Bedeutung ihrer Worte durch eingehenden Bericht erklären. Sophia aber gab einem der Edelknaben, die den Tisch bedienten,

einen Wink; er entschlüpfte aus dem Gemache, um Zimen-gard von Schwarzack mit ihrem Kinde herbeizuholen.

Vorher von Sophia unterrichtet, vor wen sie trete, ließ sich die bleiche Frau vor dem Kaiser auf die Kniee nieder und erhob die Hände mit den flehenden Worten: „Gnade, hoher Herr, für meinen Gemahl!“

„Steht auf!“ winkte der Kaiser ernst, doch mild der Edelfrau zu; „wie kann ich dem Manne die Aecht lösen, ehe er sich mir stellt? Ist er gesunden und bereit, sich zu unterwerfen, dann erst kann ich Gnade üben.“

„Mein kaiserlicher Herr,“ sprach Zollern, „so Ihr befehlt, kann ich Euch den Ritter morgen zur Stelle schaffen; mich deucht, ich kenne seinen Zufluchtsort.“

Lächelnd versetzte der Kaiser: „Der Zeidlerwald vermutlich? Ich sehe, ihr seid hier alle in Verschwörung gegen mich.“ Bei diesen Worten strich er sich den roten Bart, seinen Vertrauten ein Zeichen, daß der Kaiser bei gnädiger Stimmung war.

„Erhebet Euch, der Kaiser will's — seid frei von Sorgen! Der Ritter ist aufgefunden, der Kaiser begnadigt ihn,“ flüsterte die Kaiserin der Edelfrau zu, die, noch immer knieend, verwirrt von einem zum andern schaute, da sie sich die Worte, die sie hörte, nicht erklären konnte. Einen Blick des feurigsten Dankes auf die Kaiserin werfend, erhob sich die junge Mutter und zog sich geräuschlos mit ihrem Kinde zurück.

Bleibe es denn bei meinem Worte!“ sprach der Kaiser; „ich will den Flüchtling schauen. Dir, Zollern, sei

der Auftrag, ihn mir ehestens zur Stelle zu schaffen — auf morgen abend in diese Stube! Schau selbst, wie du ihn im weiten Zeidlerwalde auffinden magst! — Am Tage hernach muß ich mit den Fürsten des Reichs bankettieren, und mir bleibt dann nicht mehr die Zeit, mich um flehende Frauen und flüchtige Ritter zu kümmern.“

„Das trifft sich gut,“ fiel der Burggraf ein; „ich werde morgen reißige Mannen in den Zeidlerwald schicken, um das Früheste der Honigernte zu heischen. Meine Mannen kennen sich im Walde aus und werden Euch die verstreuten Zeidlerhöfe weisen, Herr Graf.“

„Ich nehme dies Geleite mit Dank an,“ erwiderte Zollern, dem ein anmutig schüchternes Blick von Sophia ihren Dank für seinen Eifer im Dienste der Unglücklichen aussprach.

Heil dem Hause Zollern!

„Schau, Burggraf, her! Ich frage:
Gefiel dir der als Sohn? —
Nimm edler Zollern, sage:
Willst du zum Heldenlohn
Des Grafen Eidam heißen,
Sein Erbe, hochgeehrt?
Dein Kaiser darf es preisen:
Du bist der Jungfrau wert!“

Wenig früher, als die Reiter Nürnberg erreicht hatten, war ihr Führer auf Waldpfaden nach dem Zeid-

lerhaufe zurückgekehrt, wo der Bauer, hungrig aus dem Walde heimgekommen, verlangend nach dem ungewöhnlich lange verweilenden Gaste ausgeschaut hatte, da der Hirsebrei schon auf dem Tische dampfte und ein kräftiges Stück Rauchfleisch für die Männer bereit lag. Unverweilt reiheten sich alle um den Tisch, und so sehr mundete der Zeidlersfamilie das Abendessen, daß weder alt noch jung eine Veränderung im Gebahren des stets schweigsamen Gastes wahrnahm. Doch als sie sich vom Tisch erhoben, der Hausvater das Gratiast gesprochen, die Hausfrau den Tisch abgeräumt und die Kinder nach ihren mit duftendem Waldgras gefüllten, vom Vater selbst schlicht gezimmerten Bettstätten gebracht hatte, nahm der fremde Hausgenosse das Wort und lud Mann und Frau ein, sich mit ihm auf die Bank vor dem Hause zu setzen, da er ihnen Wichtiges mitzuteilen habe. Erwartungsvoll folgten sie. Die Nacht war mild, hell wölbte sich der Himmel über dem stillen Walde; die Bienen schliefen, nur die Bäume und Kräuter atmeten würzigen Blütenduft.

Der Ritter teilte nun dem atemlos lauschenden Zeidlerpaare seinen Namen und Stand mit und erzählte, wie er, dem neuen Herzog von Bayern die Huldigung weigernd, geächtet und belagert worden sei. „Fast einen Monat hielt ich stand,“ fuhr er fort; „denn meine Burg war fest und unzugänglich, auf Felsen gebaut, auch mangelte es weder an einem Brunnen noch an Vorräten zur Nahrung. Doch als endlich die Belagerer,

des Wartens müde, Brandpfeile schossen, und es an allen Orten zu glimmen begann, schickte ich Weiber und Kinder durch ein verborgenes Pförtlein hinweg, während ich noch zu löschen versuchte. Es war vergebens; andern Tages brach ich mit den wenigen noch übrigen Mannen aus der brennenden Burg auf, indem wir uns durch die Reihen der stürmenden Feinde durchschlugen. Die einen meiner Mannen fielen tot, andere verwundet nieder, andere wurden umringt und gefangen, wenige nur mögen entkommen sein; auch ich habe, obwohl verwundet, freie Bahn zur Flucht gewonnen, und zwei Tagesstrecken weit trug mich mein treues Roß, bis ich endlich, im Zeidlerwalde zusammenbrechend, bei euch ein schützend Dach und treue Wartung fand.“

Dem Bauern bei diesen Worten in stummem Danke die schwielige Hand drückend, versank der Ritter eine kurze Weile in Schweigen, dann schloß er seine Mitteilung mit den Worten: „Als Geächteter bin ich vogelfrei, dem Freund verboten, dem Feind erlaubt. Ein jeder darf mich erschlagen wie ein Raubwild. Bis heute fand ich hier Waldfrieden und Sicherheit; heute aber ward ich gesehen und, wie ich vermute, erkannt und muß die Verfolger erwarten. Gern wollte ich mich des Kaisers Bericht stellen, hätte ich Gewißheit, daß Ermengard und der Knabe gerettet sind.“ Hiermit erhob sich der Flüchtling und kehrte mit schweigendem Gruße ins Haus zurück. Das Zeidlerpaar aber verweilte noch lange auf der Bank unter dem freien Himmel, sich über das schwere

Geschick, das den Ritter betroffen, und die dunkle Zukunft, die seiner harrte, zu besprechen.

„Ich weiß nicht zu sagen, hat er recht oder unrecht gethan,“ sprach der Zeidler. „Des Kaisers Gebot, dem allewege gehorcht werden muß, hat er getrozt; ritterlich aber war's, daß er seinem angestammten Herzog die Treue nicht hat brechen wollen.“

„Da haben wir geringen Leute im Wald es gut,“ versetzte die Frau; „uns kümmert nicht Krieg noch Frieden—.“

„Und was mir zu thun obliegt, weiß ich zu jeder Zeit und bin nicht unsicher, wo Recht und Unrecht ist,“ setzte der Mann hinzu, indem sie sich erhoben und ins Haus zurückkehrten, wo die Kinder längst ruhig schliefen.

Als der Zeidler am folgenden Morgen früh zu seinem Tagewerk aufbrach, begleitete ihn der ritterliche Gast nicht nach dem Walde; er verweilte vielmehr ruhig mit den Kindern spielend, unter den Blütenbäumen am Hause. Es war gegen Mittag, als plötzlich die Kinder laut aufschrieten, der Knabe freudig, das Mägdlein erschrocken, da ein Reitertrupp auf dem Waldweg hergetrabt kam und vor dem Zeidlerhause Halt machte. Der Geächtete erhob sich und schaute dem Anführer des Reitertrupps ruhig entgegen, der auf ihn zutrat und ihm die Hand auf die Schulter legte mit den Worten: „Ich nehme Euch gefangen, Ritter von Schwarzzeck, im Namen des Kaisers.“

Als die Kinder in lauten Jammer ausbrachen, ihre Mutter, vom Herde herzueilend, zitternd dastand,

der Hund aber auf den Gewappneten losstürzen wollte, rief der Flüchtling den Hund zurück und bat nur: „Bergönnt mir, erst die Rüstung anzulegen und mein Roß zu satteln!“

Der Anführer willigte ein; zugleich kündeten die Knechte der Zeidlersfrau an, daß sie abgeschickt seien, den Honigzins einzuholen. Während ihr Gast sich wappnete, eilte sie in den Wald, ihren Mann herbeizuholen, dem sie tief betrübt berichtete, was geschehen war.

Während der Zeidlerbauer den Reisigen die blanken Holztübel übergab, die einen mit Honig, die andern mit Wachs gefüllt, trat der Ritter in voller Rüstung herzu, auf dem Haupte den Helm, an der Seite das Ritterschwert, das Roß am Zaume führend, dessen Ausdauer ihn auf der jähen Flucht gerettet hatte. Fremdstaunten ihn die Kinder an; auch die Frau stand befangen, nur der Zeidlerbauer trat treuherzig herzu und reichte dem Scheidenden als seinem Gaste die Hand aufs Roß zum Abschied.

„Werde ich frei, so will ich euch ritterlichen Dank sagen; wo nicht, so sei euch Gottes Lohn!“ sprach der Ritter, indem er die Frau und die Kinder freundlich grüßte, dem Bauern die harte Hand schüttelte und mit den Reisigen hinwegritt. Die Blicke von Mann, Frau und Kindern folgten ihm, bis er inmitten der Schar im Waldesdunkel verschwand.

Als sie des Abends zu Nürnberg anlangten, machten sie im Burghofe Halt. „Folget mir furchtlos!“ sprach

Graf Zollern und schritt die Wendeltreppe empor. Sie traten in das Gemach, worin das Kaiserpaar mit der Burggrafenfamilie zu Abend speiste. Graf Zollern stellte den Ritter mit den Worten vor: „Hier ist der Mann, der mich aus dem Zeidlerwalde geführt hat; ich heische für ihn des Kaisers Dank.“

Furchtlos, doch in ehrerbietiger Haltung stand der Ritter und hielt den Flammenblick des Kaisers aus. Auf einen Wink Friedrich Barbarossas trat zur gegenüberliegenden Thüre, von Sophia geführt, die Edelfrau mit dem Kinde ein. Indem er die Hand gegen sie ausstreckte, sprach der Kaiser: „Hier hast du des Kaisers Dank für deinen Dienst; über deine Schuld urteile ich hernach.“

Wozu die Furcht den Geächteten nicht vermocht hatte, selbst nicht beim Anblick des gewaltigen Kaisers, vor dem sich das halbe Erdenrund beugte, dazu zwang ihn nun die tiefinnere Bewegung des Dankes und der Freude. Nicht auf Frau und Kind eilte er zu; ihm genügte ein Blick auf sie, dann sank er dem Kaiser zu Füßen mit den Worten: „Nehmt nun mein Leben, Ihr habt mir mehr geschenkt, als dies für mich wert war!“

Der Kaiser aber erwiderte lächelnd: „Nun du dich unterwirfst, kann ich die Aht von deinem Haupte nehmen. Steh auf als frei von Schuld!“ Darauf winkte er, ihn entlassend, und wie ein Träumender folgte der Ritter Frau Irmengard nach der geräumigen Kemenate, die sie bis jetzt bewohnt hatte, wo nun in der

stillen Abendstunde die Wiederbereinten sich über ihre Flucht und Rettung gegenseitig Bericht gaben, während daneben der beglückte Vater nicht müde wurde, sein Söhnlein auf den Knien zu schaukeln und sich den Bart zausen zu lassen. Keinerlei Sorge um die Zukunft durfte jetzt ihm nahen, das Glück dieser Stunde zu trüben. „Bleibt nichts anderes übrig,“ sprach er bei sich, „so siedle ich mich mit Weib und Kind im Zeidlerwald an und will zufrieden dort leben.“

In den folgenden Tagen war lebhaftes Treiben in Nürnberg. Der Kaiser tagte mit Fürsten und Heerführern theils im Freien im Steinring unter einer Linde, öfter noch in der weiten Bankethalle in der Burg. Der Heereszug nach Sachsen wurde beraten, der Kriegsplan festgestellt, und kein Widerspruch erhob sich dagegen. Viele der Grafen hatten ihre Mannschaften schon mitgebracht, um sogleich aufbrechen zu können zum Schutze der von Heinrich mit neuer Verheerung bedrohten Landstriche. An den Abenden zog dann der Kaiser die mächtigsten Grafen und Bannerherren zum Bankette.

Erst nach Schluß des Reichstages, als die meisten Bannerherren Nürnberg verlassen hatten, brachte der Kaiser wieder einmal den Abend in der kleinen Ritterstube mit der Burggrafensfamilie und wenigen Vertrauten zu. Es war am Tage vor seiner eigenen Abreise. Am Morgen des Tages hatte er den Grafen Friedrich von Zollern zu geheimer Unterredung in der Burg empfangen, nachmittags einen Ausritt mit dem Burggrafen

gemacht, auf dem sie eifrigen Zwiesprach pflogen. Nach der Rückkehr hatte der Kaiser seine Gemahlin aufgesucht und unter vier Augen ihr Bericht gegeben, der sie zu erfreuen schien, denn ihre Augen strahlten heiter, als sie mit dem Kaiser zur Tafel kam.

Als das Mahl zu Ende war, trugen die Edelknaben zum Nachtschüssel köstlichen Wein in großen silbernen Kannen herbei, boten dazu kleine, leckere Kuchen, aus Honig und Mandeln bereitet, umher und stellten auf die Mitte des Tisches eine kunstreich geschnittene Vase aus Bergkrystall, worin Frühlingsblumen dufteten, Veilchen, Maiblumen und Weißdorn. Die Kaiserin sowohl als auch die Burggräfin und ihre jugendliche Tochter trugen festliches Gewand. Ein Diadem von edeln Steinen glänzte auf Beatricens schönem Haupte; die Burggräfin trug eine Haube aus Goldstoff, Sophia einen Blütenzweig im blonden Haar.

Auch die Ritterstube, darin getafelt wurde, war festlich mit Grün und Blüten geschmückt; galt es doch, den Abschied des Kaisers zu feiern.

Zum erstenmale waren heute unter wenigen andern auch der Ritter von Schwarzeck und seine edle Ehe- wirtin zum kaiserlichen Tische gezogen. Beide waren in adeligem Gewande; er trug die goldene Ritterkette über dem samtnen Leibrock, die Edelfrau ein Seidenge- wand, über dem Haupte den silberdurchwobenen Schleier, wie ihn junge Frauen zu tragen pflegten.

Da der Kaiser zuletzt in ernstem Schweigen

verharrte, ward eine feierliche Stimmung an der kleinen Tafelrunde herrschend. Jetzt begann er: „Ghe ich von hier in den Krieg hinwegziehe wider den ungetreuen Reichsvasallen, liegt mir ob, zweien meiner Getreuen Dank und Lohn zu geben. — Du, Gottfried, Graf von Nätz und Burggraf zu Nürnberg, warst mir allezeit treu, wie schon dein Vater meinen in Gott ruhenden Vorfahren Treue hielt in jeder Not. Dir lebt kein Sohn, und es muß nach deinem Tode die Burggrafschaft Nürnberg an einen fremden Stamm übergehen. Damit dem nicht so werde, trete ich als Brautwerber auf für den Grafen Friedrich von Zollern, der deine Tochter Sophia zur Ehefrau begehrt. Ich habe ihn ohne Makel befunden, fromm, treu und kühn. Ihm zu Dank und Lohn für gewichtige Dienste verheiße ich ihm die Nachfolge der Burggrafschaft, gleich als wäre er dein eigener Sohn.“

Die ganze Tafelrunde erhob sich; der Burggraf aber sprach feierlich: „Willkommen ist mir der werthe Eidam aus meines Kaisers Hand. Dank Eurer Huld, die meinem Stamm einen würdigen Sohn giebt!“ Darauf bot er die Rechte dem Grafen dar, ergriff mit der Linken die Hand seiner lieblichen Tochter und legte sie in die ihres Verlobten, der sie fest und treu faßte.

Es hebt die Hand zu schwören, der Zollern hoch und frei:
„Mein Kaiser, dir gehören mein Haus und ich in Treu!
Du hast mir heut gelohnet mit wunderreicher Huld,
Bei Gott, der ob uns thronet, ich zahl' dir diese Schuld,
Dir und die nach dir kommen, dir und dem deutlichen Reich!“

Nun trat zuerst die Kaiserin vor und umarmte die holde Braut; drauf drückte Frau Hildegard sie unter strömenden Freudenthränen ans Herz; auch der Kaiser berührte mit väterlichem Kuß ihre Stirn. Die übrigen Tafelgenossen aber traten mit jubelnden Glückwünschen vor; bescheiden zuletzt erst Ritter von Schwarzeeck und seine Chewirtin, deren bleiche Wangen wieder jugendlich blühten.

Und in dem hohen Saale wird heller Jubel laut,
Es klingen die Pokale: „Hoch Bräutigam und Braut!“
Der Burggraf legt, zu segnen, die Hände auf das Paar;
Von der Tribüne regnen hold Blumen auf sie dar.

Nach kurzer Frist rückte der Kaiser mit dem Heere in Sachsen ein. Sein Kriegszug war ein Triumphzug, denn obwohl Heinrich der Löwe von Stadt zu Stadt und Burg zu Burg hartnäckig sich verteidigte, mußte er Schritt für Schritt zurückweichen; Pommern und Slavien unterwarfen sich ohne Widerstand, denn Friedrichs des Rothbarts Name wirkte mehr Gehorsam als seine Heeresmacht und Mannen, welche Heinrich dem Löwen von der Wiege an Treue gehalten hatten, gehorchten der höheren Pflicht und ergaben sich freiwillig dem Kaiser. Heinrich war bald zurückgedrängt bis zur nördlichsten Grenze seiner Lande, welche die Hälfte des Reiches umspannen; schon drang das kaiserliche Heer zur Elbe vor. Heinrichs heldenmütige Gemahlin Mathildis übernahm es, das wichtige Braunschweig zu verteidigen, während Heinrich mit dem Rest seiner Heeresmacht das rechte Ufer der Elbe behauptete. Doch kaum hatte er Raze-

burg besetzt, so mußte er weichen; er wandte sich nach Plön und Siegberg, doch die Nachricht kam, der Kaiser sei über die Elbe gegangen. Er erreichte nur mit Mühe Erthoneburg und wählte sich sicher, ward aber von den feindlichen Truppen so rasch umringt, daß er den Ort anzünden ließ, während er auf einem Fischerfahne gen Stade entfloß, das für unüberwindlich fest galt.

Der Kaiser hatte indessen Braunschweig belagert; doch als die Herzogin Mathildis ihm kund that, daß sie, krank darnieder liegend, an Lebensmitteln Not leide, schickte ihr Barbarossa nicht nur aus seinen eigenen Vorräten das Beste, sondern hob auch die Belagerung auf und gewährte ihr frei Geleit, wenn sie mit ihren Kindern zu ihrem Gemahl gelangen wolle. Sie nahm sein Anerbieten an, und die Kunde von des Kaisers Großmuth brach Heinrichs Troß. Er bat um kaiserliches Geleit, um durch die Lande, die er bisher beherrscht hatte, als Geächteter unangetastet hindurchziehen zu können, damit er auf dem Reichstag erscheine, den Barbarossa auf den November zu Erfurt angesagt hatte.

Dort warf er sich im Kreise der versammelten Fürsten vor dem Kaiser nieder, den er zu Chiavenna zu seinen Füßen gesehen hatte, umfaßte seine Kniee und ersuchte Gnade. Tief bewegt von solchem Wechsel des Schicksals brach der edle Friedrich Barbarossa in Thränen aus. Er hob den Flehenden auf, indem er wehmüthig sprach: „Dennoch bist du das eigene Werkzeug deines Unglücks!“

Der Herzog mußte sofort auf Verlangen der Fürsten den Saal verlassen, damit sie ungestört beraten könnten. Er hatte durch seinen hartnäckigen Widerstand Land, Freiheit und Leben verwirkt. Nur zögernd willigten die Fürsten, die ihn sämtlich fürchteten und haßten, in des Kaisers gnädigen Spruch, daß ihm seine väterlichen Erblande Braunschweig und Lüneburg verbleiben sollten; um so mehr forderten sie, daß er, wenn ihm des Kaisers Gnade auch die Gefangenschaft erlasse, doch das Reich so lange meiden möge, bis Ruhe und Ordnung hergestellt seien. So wurden ihm zuletzt drei Jahre Verbannung zuerkannt, die er als geehrter Gast bei dem Bruder seiner Gemahlin, dem Könige von England, zubringen durfte. Der Kaiser aber mußte dem Fürstentum eidlich geloben, daß er seine Milde gegen Heinrich nicht weiter ausdehnen wolle.

Im Frühling darauf wurde fröhliches Hochzeitsfest zu Nürnberg gefeiert, wobei Kaiser und Kaiserin zugegen waren. Unter den zahlreichen Hochzeitsgästen war auch der Ritter von Schwarzzeck mit seiner edeln Ehewirtin zu schauen. Er hatte im Kriegszug gegen Sachsen unter Bollerns Fahnen wacker mitgestritten und sich nur erbeten, nicht gegen Heinrichs des Löwen Person ziehen zu müssen, weshalb er an den Grenzbürgen verwendet wurde. Nach dem Kriege ward ihm vom Burggrafen zu Nürnberg ein heimgefallenes Lehen übertragen, Burg, Dorf und Güter, erblich für ihn und seine Kinder, worauf er sich mit den Seinen häuslich niederließ, da

die Burg Schwarzeck niedergebrannt, die Güter an Vasallen des neuen Herzogs verteilt waren. Sein neuer Besitz lag unfern vom Zeidlerwald, wohin der Ritter alljährlich einen Ritt zu machen pflegte, begleitet von Frau und Kindern. Vergütung in Geld oder Gut für seine Gastfreundschaft anzunehmen, hatte der Zeidler verweigert, doch konnte er die Gastgeschenke nicht ablehnen, die ein Saumroß stets mitbrachte, Erzeugnisse des städtischen Kunstfleißes, blankes Werkzeug und Gewaffen zum Kampf wider die Wölfe für den Bauern, schmuckes Hausgerät für die Bäuerin samt Spielwerk für die Kinder, und manch anderem, was im Zeidlerwald nicht zu bekommen war.

Friedrich von Zollern und seine Gemahlin Sophia wohnten abwechselnd auf Hohenzollern in Schwaben und auf der Burg in Nürnberg.

Noch oftmals tagte Kaiser Barbarossa zu Nürnberg; zum letztenmal weilte er dort im Jahre 1188, da er in Vorbereitung des beschlossenen Kreuzzuges die Gesandten des griechischen Kaisers und des Sultans von Konium empfing. Im folgenden Jahre trat er den Kreuzzug an, und zur selben Zeit, da er fern vom Reich im Jahre 1190, dem Tode erlag, starb auch sein treuer Burggraf Konrad von Nürnberg. Barbarossas Sohn und Nachfolger, Kaiser Heinrich VI. belehnte sofort Friedrich von Zollern mit der fürstengleichen Macht der Burggrafschaft Nürnberg. Zollerns Bund mit Sophia ward mit zwei kraftvollen Söhnen gesegnet,

Konrad und Friedrich, deren einer die Grafschaft Hohenzollern, der andere die Burggrafschaft Nürnberg ererbte.

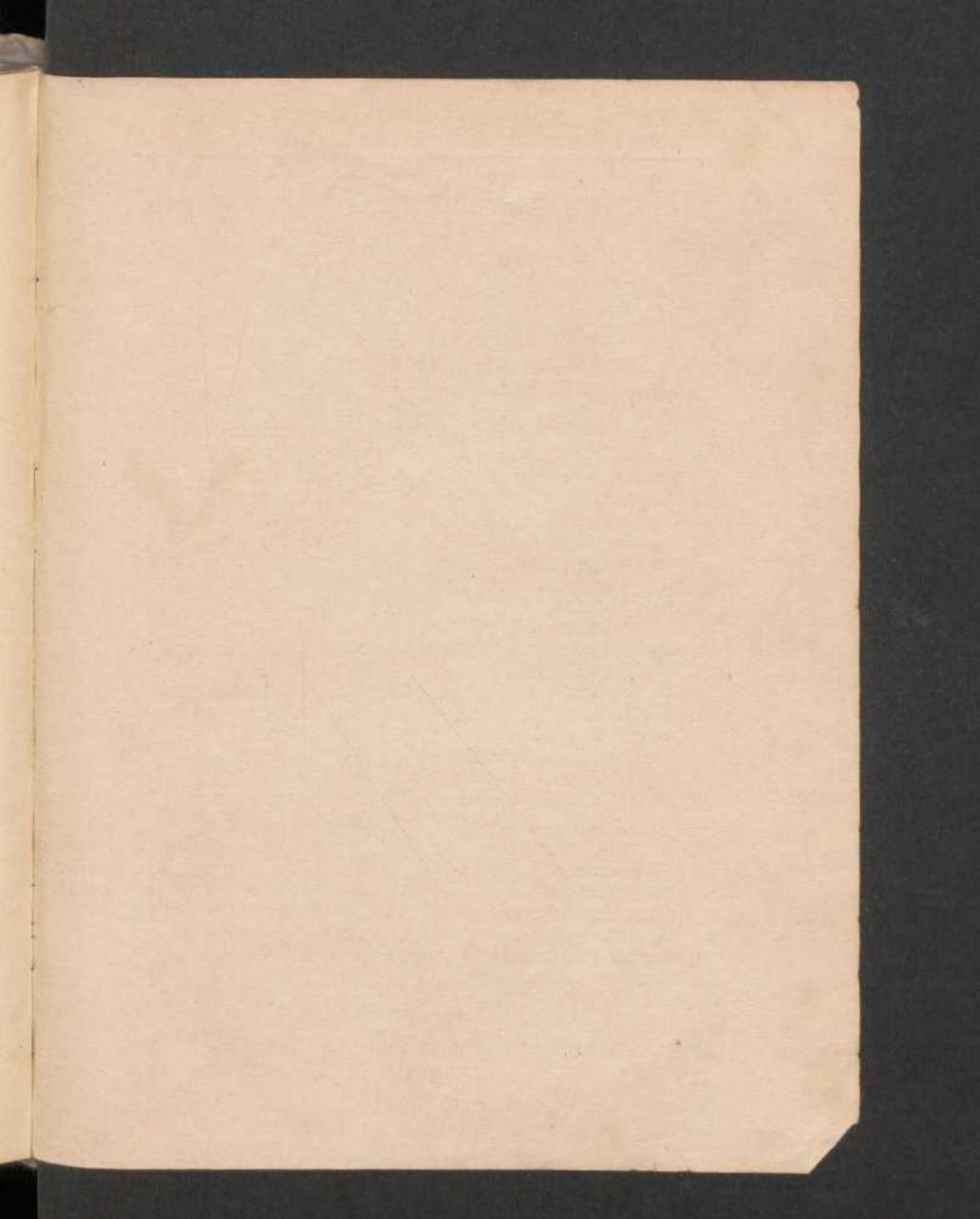
Ein Graf Friedrich von Hohenzollern war's, der nach dem Untergange der Hohenstaufen, der „kaiserlosen, der schrecklichen Zeit“ von vielen zum Kaiser vorgeschlagen wurde, doch lehnte er die Wahl ab und lenkte sie auf seinen Schwager Rudolf von Habsburg.

Mächtiger noch hob sich der Zweig der Burggrafen von Nürnberg empor, als ihnen zwei Jahrhunderte hernach unter Kaiser Sigismund die Mark Brandenburg erst verpfändet und dann als Reichslehen übergeben wurde.

Der Kaiser schied und kehrte vom Kreuzzug nie zurück,
Und mit ihm schien verloren des Reiches Glanz und Glück.
Noch einmal hob die Schwingen des Stauenhauses Nar,
Dann ließ er müd' sie sinken, der einst so herrlich war.

Der letzte Hohenstaufe, eh' ihn der Tod entraft,
Erhob zu erblichem Lehnen der Zollern Burggrafschaft.
„Hier, junger Adler, niste — der alte geht zur Gruft;
Hier, junger Nar, erstärke und schwing dich in die Luft!“





Historische Erzählungen für die Jugend
von Luise Fickler.

- | Bd. | Bd. |
|--|--|
| 1. Der Gerichtstag zu Cannstatt. — Ein Weihnachtsfest. | 25. Vater Friederichs Haus. |
| 2. Der Ring der Herzogin. | 26. Im Teutoburger Wald. |
| 3. Kaiser und Fährmann. — Der Goldschmied von Stuttgart. | 27. An den Ufern des Rheins. |
| 4. Der Expeditionsrat. | 28. Vater und Sohn. |
| 5. Deutsche Treue. | 29. Hermann und Thusnelda. |
| 6. Kaiser Karls Urenkel. | 30. Über den Rhein. |
| 7. Meister Konrad der Schöppe. | 31. Am Fuße der Aharin. |
| 8. Die Schwarzwaldmühle. — Ein deutscher Prinz. | 32. Der erste Brandenburger. |
| 9. Die Schwestern. | 33. Sigulf und Grimolt. |
| 10. Der Rotmantel. | 34. Die Deutschen in Rom. |
| 11. Der Sohn der Witwe. | 35. O Straßburg, o Straßburg, du wunderschöne Stadt. |
| 12. Die Brüder. | 36. Unter dem großen Kurfürsten. |
| 13. Das Hünenschloß. | 37. Hermann und Tiberius. |
| 14. Die Karthause. | 38. Ein Grenadier des großen Fritz. |
| 15. Die Ansiedler im Schwarzwalde. | 39. Zur Zeit der Königin Luise. |
| 16. Franzosengeneral und deutscher Professor. | 40. Auf dem deutschen Meer. |
| 17. Pfarrer und Kriegsmann. | 41. Der Rekrut. |
| 18. Ein deutsches Königsleben. | 42. Die Nachbarn. — Auf der Brücke zu Basel. |
| 19. Die Rose von Byzanz. | 43. Das eiserne Kreuz. |
| 20. Der Steinweg zu Speier. — Ein Karlschüler. | 44. Am Johannisfeste. |
| 21. Freihof von Siebeneichen. | 45. Der Überfall im Denwald. |
| 22. Der erste Zollern. | 46. Der Sandwirt von Passajer. |
| 23. Der alte Barbarossa. | 47. Konradin von Schwaben. |
| 24. Unter Karl dem Großen. | 48. Der Burggraf von Nürnberg. |
| | 49. Marich in Rom. |
| | 50. Der Findling. |

Ber

Spie

1. Bd.:
 2. "
 3. "
 4. "
 5. "
 6. "
 7. "
 8. "
 9. "
 10. "
 11. "
 12. "
 13. "
 14. "
 15. "
 16. "
 17. "
 18. "
 19. "
 20. "
 21. "
 22. "

mann.

Christlieb. Von Franz Wiedemann.

Durch Sturm zum Hafen. Von Fritz Carstädt.

Vaterlandsliebe. Von Franz Kühn.

Leipzig.

und der

end.

Franz Kühn.

t.

Ungarn. Von

hn.

ühn.

ers Nero. Von

Is des Großen.

Kühn.

n.

chte Schwedens.

ihn.

ranz Kühn.

z Kühn.

Seefeld. Von

Dolph Ritze.

Wiedemann.

Franz Wiede=

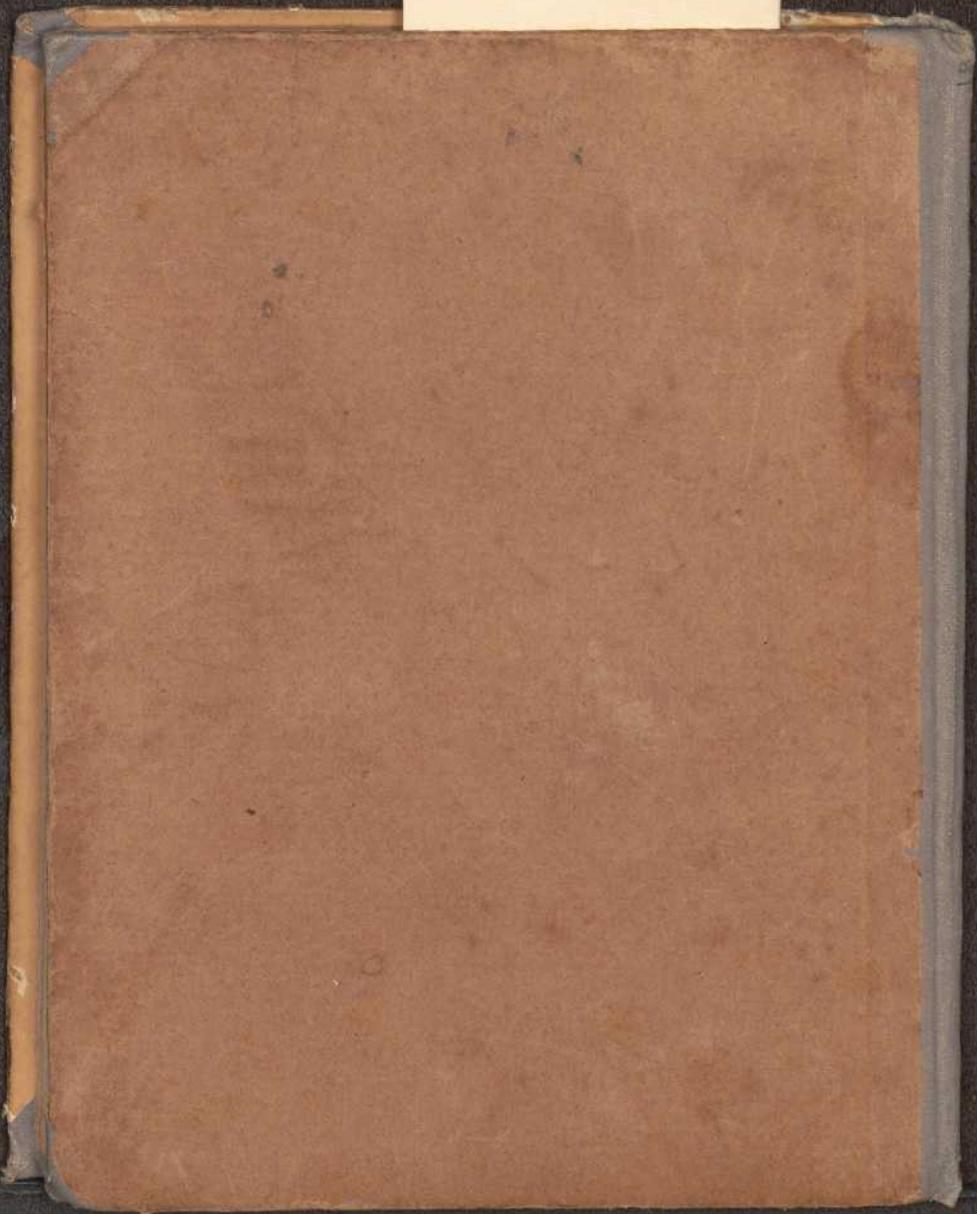
Internationale Jugendbibliothek



047002146311

Preis jedes Bändchens gebunden 75 Pfg.

Blank white label at the top of the book cover.



Der Burggraf zu Nürnberg.

Erzählung
aus der Zeit Friedrichs von Zollern

von

Luise Pichler.

Mit einem Titelbild.

Zweite Auflage.



Leipzig.

Alfred Dehmgig's Verlag.

